

VERDORF. ILLUSTRIRTE DAMEN-ZEITUNG.

Nr. 38.

Monatlich vier Nummern.

Berlin, 5. Oktober 1891.

Preis: Vierteljährlich 2 Mark 50 Pf.
in Oesterreich-Ungarn 1 fl. 50 Kr. 5. W.

37. Jahrg.

Die rote Gret.

Novelle von E. Vely.

Nachdruck verboten.

„Das giebt einen guten Herbst,“ hat's den vollen Sommer über geheißt, und nun, wie der Oktobermond naht, beginnt's wahr zu werden. So reich und schwer haben die Trauben seit Menschengedenken nicht an den Stöcken gehangen, es ist eine Freude, die Rebhügel zu überschauen, welche sich wie ein Kranz um den Oberamtsort Maulbronn und seine berühmte Cisterzienser-Abtei schlingen. An dem einen der Fischteiche, welche ehemals die frommen Brüder für ihre Fastenspeise angelegt haben, sitzt ein junges Weib und blickt bald empor zu den Weinbergen, bald hinab auf den Wasserpiegel.

„S'ist, wie die Leut prophezeit haben, ein guter Herbst,“ spricht sie in den Sonnenschein hinein, schüttelt dazu den blonden Kopf und seuzt leise. Sie denkt, wie herrlich es diejenigen haben, die ihr Weingütle besitzen; nun kommen Festtage für die. Von Mühlacker herüber bis gen Bruchsal hin wird in den kommenden Wochen eitel Lustigkeit sein, da knallen die Schüsse in die Luft, und Musit und Gesang erschallt, und wenn's Abend wird, so fliegen die Schwärmer leuchtend zum Himmel auf, und Fadeln glühn.

„Ja, wer's so gut hat!“

Sie senkt den Kopf, schwere Zöpfe sind um denselben gewunden, goldig glänzen sie in dem klaren Sonnenlicht, und kleine Ringel kräufeln sich über der Stirn und in dem Nacken, der gar weiß über dem Rand ihres braunen Rattunkleides hervorschimert.

Ihre blauen Augen suchen den Abhang zur Rechten, da kennt sie Schritt und Tritt, da hat sie selber Trauben geschnitten, als sie noch ein Mädchen war — und in den ersten Jahren ihrer Ehe auch. Dann hat's unter den Hammer kommen müssen, weil die Gläubiger den Jakob Haigerle so viel bedrängt haben über seine alten Schulden, sie hat's willig gegeben, ihr Gütle; von der Mutter ist's hergestammt gewesen, nur nachts hat sie einmal in ihr Kissen geschluchzt. Und wenn andere die Winter- und Frühjahrsarbeit in ihren Weingärten thun, mag sie nicht hinüberschauen, und jetzt, wo ein so reicher Herbst ist, da drückt's ihr aufs Herz.

Einen Seufzer stößt sie noch aus und faltet die Hände über ihren Knien, dann ist's vorüber, sie blickt zur Seite auf ein Bündel und murmelt: „I will ja nit murr'n, mein Herrgott, gewiß nit. Nur eins nimm mir nit, das Annele da, mein Einzigt's!“

Und nun faßt sie wieder nach einer groben Arbeit, sie hat ein Männerwams zu flicken. Eifrig ist das frische Gesicht des jungen Weibes darüber geneigt; sie hat volle, rote Lippen, und wenn sie die öffnet, blitzen schneeweiße Zähne dahinter.

„Platsch!“ klingt es da aus dem Wasser, es ist etwas Schweres hineingefallen, die aufsprühenden Tropfen schlagen weit umher, und einer davon trifft das Gesicht der Arbeitenden. Erstaunt schaut sie auf. Etwa fünfzig Schritt von ihr entfernt steht eine weibliche Gestalt.

„Die Unglumpf-Gret ist's,“ spricht sie vor sich hin, „die Gret!“

Ein Lachen klingt von drüben. „Haßt di verschreckt, gelt?“ Und wie nicht gleich Antwort kommt, heißt's weiter: „Hab's gut gemeint, Fränzele, nit jedes sagt arg gern, Grüß Gott zu mir!“

„Grüß Gott,“ spricht das Weib und wischt über sein Gesicht, „mir bist nit im Weg, geh getroßt daher!“

„Ei, schau, bist arg sänsftlich geworden, seit du den Jakob Haigerle hast,“ ruft die andre und kommt, ein Bündel Reifig auf dem Boden nachschleifend, heran.



Die erste Gardinenpredigt. Gemälde von C. Schweningen.

Photographieverlag der Photographischen Union in München.

Sie mag in dem gleichen Alter sein, wie das blonde Weib, dem man schon im Eizien ansieht, daß es voll und schlank zugleich ist. Die Gret ist hager und geschmeidig, leuchtend rote Haare, lauter kurze Locken, hängen ihr um den Kopf, ihre Augen schillern seltsam, grüngrau bald, dann wieder schwarz. Wem die Gret begegnet, der schaut ihr sicher nach, gewöhnliche Leute mit einem Kopfschütteln, weil sie so beängstigend absonderlich aussieht, Bornehmere mit Erstaunen und dem Gedanken, daß die Gestalt und der Kopf in schönen Kleidern eine ganz andere Wirkung machen würden. Nachlässig hängen die fattunenen Lumpen um die Glieder der Gret, sie hat augenscheinlich keine Geduld zum Flicken, wie die Fränz.

Jetzt läßt sie die Reiser fallen, stemmt beide Arme in die Seite, blickt auf die Hände der andern herab und sagt: „Das muß schon wahr sein, Haiglerin, hoffärtig bist nit!“

Die wendet ihre blauen Augen zu ihr, seufzt und fragt: „D, du meine Güte, wie sollt i denn zur Hoffärtigkeit kommen?“

„Ei nun,“ lacht die Gret, „das sollt dir nit verschlagen. I weiß schon, wie man mi heißen thut! Und der Unglimpf-Gret hat jed's sein Stolz gegenüber!“

Fränzele blickt über den Tisch, der so glatt ist, wie ein Spiegel; wenn sie nur ein wenig vorrückt, kann sie sich selber darin sehn, und sie seufzt wieder.

„Ja, warum hast denn kein Antwort?“ ruft die andre. „Hab i etwa gelogen?“ Das junge Weib schüttelt langsam das Haupt.

„Das hast wohl nit, Gret! Aber, i denk: Nicht nit, damit du nit selber gerichtet wirst!“

„Schau, ein Fromme bist auch! D, du Musterle!“ spricht die Rote und verzieht den Mund so spöttlich, daß man ihre Zähne sieht, und die sind eben so weiß, wie die vom Fränzele. Dann seufzt sie auch: „I bin müd und möcht mi ausruhn, und wenn du nit dawider hast —“

„Gott's Erdboden ist für ein jedes, das drauf rumläuft!“ meint Fränz und rückt nicht um einen Zoll weit hinweg, als die Gret sich neben ihr niederläßt. Die hat dabei ihrem Bündel einen Stoß gegeben und hoekt jetzt da, die Hände um die Knie gelegt. Dann schaut sie die andere von der Seite an, ihre Mundwinkel zucken wieder.

„So ist's mir lang nit geworden!“

„Wie denn auch?“ fragt's Fränzele.

„Ei, in so fürnehmer Gesellschaft!“

„Hör auf!“ sagt das blonde Weib, „spott nit so. I bin nit Fürnehmeres, als du; i denk mir's noch, wie wir miteinander gespielt haben. S'ist gar nit so arg lang.“

„D doch, 's ist lang, arg lang!“ ruft Gret und fährt mit einer raufenden Gebärde durch ihr kurzes Haar. Dann macht sie einen schnalzenden Ton mit der Zunge und fragt: „s ist dir auch nit Ernst mit dem, was du redest, gelt? Hast etwa im Zuchthaus geessen, wie i?“

Fränzele erbleicht und schaudert leicht, dann sagt sie: „Gott behüt! Aber du hast verbüßt, und kein Mensch soll richten. Kein's weiß, was noch werden kann!“

Schritt auf lacht die Gret. „Du auch, du bist schon klug! I hab's gesagt, wie du ein Kind gewesen bist. Kluge Leut, die thun nit Unrechts, die überlegen's. Wer aber wild ist und ein Horn leicht kriegt, den hat der Teufel eh schon am Bändel. Und verbüßt hätt i, sagst? D je, freilich! Herausgelassen aus der Zuchthaus haben sie mi schon; aber, was ist damit? Dort hat mi kein's gekannt, hat mi auch kein's gehöhnt; die haben all was auf dem Budele gehabt, manches noch Aergeres als i. Aber da bin i heimkommen! Ja, schön heimkommen! Mein alt's Vaterle hat sich zu Tod gramt, und 's Häusle war leer. Und eh i noch über die Schwelle bin, haben sie draußen gerufen: „D je, die Unglimpf-Gret, schaut auch! Die ist da! Und hüt euch!“ Und die Kinder hab'n mi angepöppelt und die Alten mit Fingern auf mi gewiesen. Und wo i geh und steh, da geht die Schand und der Spott mit mir!“

Sie ist heiß und rot geworden und schüttelt die geballte Faust in die Luft. „Schau, daß du nit von mir rüchst, das könnt i schier geträumet hab'n!“

Fränzele sieht sie traurig an.

„s ist nit recht von den Leuten!“

Gret schlägt mit der Hand durch die Luft. „Ist mir auch eins,“ grollt sie. „Wenn die Schand schon einmal da ist, ist alles eins!“

Dann sind sie beide still; die eine näht wieder emsig, die andere schaut ins Blaue, fernher vom Kloster klingt der Gesang der Böglinge, welche jetzt die alten Räume beleben, in denen einst Kuttenträger auf und ab gewandelt sind.

„Du,“ sagt plötzlich die Gret, „nach deinem Jakob magst auch ausschauen, der treibt sich wieder im Wald rum und spioniert. Wenn sie ihm auß's neu beim Wildern kriegen, wenn der Winter anfängt, gehts auch nit leicht ab!“

„D, du lieber Herrgott, ja!“ stammelt das blonde Weib. „Hast auch nit in den Glückshafen pakt mit dem Haigerle da!“ lacht Gret, und das klingt grausam. Fränzele wird flammendrot und preßt die Lippen fest aufeinander, als sollen die nicht herauslassen, was sie denkt. „Gätt'f's besser hinbringen können, warst sauber genug, du!“

Wieder kommt keine Antwort. Die Gret schaut sie lauernd an.

„Wie sie mi damals in den Hexenturm eingesperrt haben, da hab i di genugam verwünscht und verflucht, arm's Tröpfle du! I hätt's nit nötig gehabt, i hätt wem anders ganz allein fluchen soll'n. Heut weiß i's. Warum hast aber den Krispin nit genommen?“

Fränzele läßt ihre Arbeit sinken und streicht über die Stirn und sagt wie im Traum: „Da war mein alt's Mütterle, das war dem Jakob gut. Das hat gemeint, es könnt nit ruhig sterben, wenn i den nit nehmen thät — und da war der hiltlose Bu' von seinem ersten Weib — und endlich —“

Sie stockt. Die Gret hat aber scharfe Augen und rät oft richtig.

„Und endlich — daß sie gesagt haben, der Krispin wär mein Unglück gewesen! Was, Dirn, das war dein Hauptfach, red nur grad heraus!“

„Freilich! Das war's!“

„Und wenn das nit war, schau, da hätt dein Mütterle heulen können, der Bu' vom Jakob verhungern mögen, den Krispin hätt'st doch genommen?“

Fränz blickt auß's Wasser und sagt leise: „Ist ja nun doch alles eins.“

„I weiß aber, i weiß!“ ruft Gret, und es ist, als glänzen

Lichter in ihren Augen. „Bist ihm gut gewesen, und er dir! Mir machst nit vor, i kenn mi aus!“

Fränzele ist ganz erschreckt von der Wildheit, die über die Dirne kommt. „Jetzt ist's ja eins, all eins,“ wiederholt sie beruhigend für die andere, traurig für sich selber.

„Ja!“ stößt die Gret heraus.

Dann legt Fränzele die Hand auf die Schulter der Rot-haarigen.

„Du hast nit vor Gericht gestanden, und kein Mensch weiß, ob's wahr ist, oder nit; sag mir's, Gret, i hab so oft drüber denken müssen; hat der Krispin di ins Unglück bracht?“

Ganz weiß ist die Dirne geworden bei der Frage, ganz gepenstert kommt sie dem jungen Weibe vor mit ihren großen, unruhigen Augen.

„Das willst wissen, Haiglerin?“ ruft sie. „Arg genau willst's wissen? Was bist du für eine! Dir soll i sagen, was mir noch keiner abgelockt hat? Schau, was kümmerst denn di das? Ob der Krispin so rein ist, wie dem Herrgott im Himmel seine Engel, oder ob er ein Schurk ist, was kümmerst's das Fränzele? Kannst ihn nimmer freien, sticht jetzt dem Jakob sein zerrissene Jacken und sorgst, daß er sich nit beim Wildern greifen läßt. So hast's ja gewollt, ist's nit so?“

Fränzele thut einen tiefen Atemzug und sagt: „Freilich, so ist's!“ Und dann lächelt sie. „Aber i hab auch mein Annele, mein lieb's Annele!“

Ja, wenn sie das nicht hätte, ihr Kind! Ihre Augen strahlen, und sie wendet sich zur Seite, wo sorglich bedeckt etwas im Grase liegt — das Tuch wird behutsam zurückgezogen, sie beugt sich leise über das Kind, das wie ein Zwerglein ist mit seinen drei Jahren und dem runzeligen, gelben Greifengesichtchen. Die Leute nennen es krank, es hat noch nie seine Füße gebraucht — aber Fränzele weiß es besser, das wird schon alles werden.

„Schau, mein Annele, mein herzig's Mädele! Schau, das läßt mi Sorg und Not vergessen — das —“

Aber die Gret ist aufgesprungen und hat einen Schrei ausgestoßen, ihr Keißig aufgerast und ist davon gestürzt.

Fränz wiegt das Kind im Arme, die Rote hat's gewekkt.

„Die Wäste,“ sagt sie, „hat's Annele gewekkt, die arg Wäste! Freilich wohl, sie mag schon so ein Kindle nit gut sehn können — i hat auch völlig drauf vergessen. Hat ja ihr Würmle bei der Geburt erwürgt und fünf Jahre im Zuchthaus verbüßt — freilich wohl, nun mag sie mi um mein Annele neiden. Das ist 's Gewissen!“

Das Kind schläft ein und wird aufs neue sorglich bedeckt. Fränzele nimmt ihres Jakobs Jacke wieder vor, und nun ist's so still, wie vorhin — sie könnte meinen, die Gret hätte gar nicht neben ihr geessen.

Aber, was die geplaudert hat, das schwirrt ihr doch durch den Sinn — vom Jakob und seiner Lust zu wildern! Freilich, sie will schon aufpassen, und warnen thut sie ihn ja genug, aber hört er denn darauf?

„Steckt im Blut! 's ist's Blut!“ das ist allemal seine Redensart. Sein Vater ist erschossen gefunden, der Thäter ist nicht bekannt geworden, ein Wilddieb, wie er selber, sagen die einen; ein Förster hat's gethan, meinen andere. Tot war er, und Jakob lacht so eigentümlich, wenn er sagt: 's steckt im Blut, Fränz, all dein Gered hilft nit!“

Als ihre Mutter hart vor dem Tode gewesen ist, hat sie an ihrem Lager gekniet und geweint: „D, wie gar verlassen werd i sein!“

Da hat die alte Frau ihren grauen Kopf geschüttelt. „Hast dein' Jakob. Und wie er sei'm Vater gleich!“

„Ja, Mutterle, dir zu Lieb bin i sein Weib geworden! Und brav und treu will i gewiß sein — aber, warum hast nur das so arg gern gewollt?“

Und wie ein Lächeln ist es über das todbleiche Gesicht gezogen, und die Lippen haben geflüstert: „Wir sind nit zusammen kommen, sein Vater und i und hätten's arg gemocht — schau, und darum!“ Sie hat gestockt und sich noch einmal aufgerichtet und dann dacht an ihr Ohr geneigt. „Und immer hab i denkt, der Tod vom Haigerle — ja, Kind, dein Vater hat auch zuweilen mit ihm gewildert — und ist immer ein Haß zwischen den beiden gewesen, weil i den einen nit gesollt hab und den andern erzwungen genommen hab — schau —“

Ihr ist es so kalt über den Rücken gelaufen, als käme ihr selber der Todeshauch.

„Mit dem Gernhaben, das ist ein eigen Ding,“ hat die alte Frau noch einmal gesagt, „und die Leiden! D, mein Herrgott, verzeih die Sünd! Und drum hab i gewollt, daß die Kinder zu einander kommen, und — wenn ihr Kinder habt, guck, da wird der Herrgott um dererwillen schon alles verzeihen!“

Angstschweiß ist auf der Stirn der Alten gewesen, es ist ihr zuviel geworden mit dem Reden und Denken, und sie hat dann auch nichts mehr gesagt, als ab und an nur die Lippen bewegt.

„D, Mutterle, darum!“ hat sie gerufen, als der letzte Atemzug fortgewesen ist, „drum will i denken, daß i alles tragen muß — hast's gewollt.“

Und wie ihr Annele ins Leben gekommen ist, da hat sie gedacht, das ist das Wahrzeichen, daß Gott nicht zürnt. Mit dem Gernhaben, ja freilich, das ist ein eigen Ding. Da ist der Krispin Meschenmoser gewesen, blond und mit so blauen Augen, und wenn sie in dem Weinberg gearbeitet hat und er in dem seinen, haben sie miteinander gesungen. Ach, das ist nun lang vorbei! Sie seufzt. Nicht gerade oft hat sie an den Krispin gedacht, sie hat zu schaffen in ihrem Häusle und mit dem tranken Kind. Und der Jakob ist ja auch da und ein Recht-haberischer, dem man's nicht leicht gut macht. Nun steht die Gret daher und schwaft von dem Krispin. Gefallen haben sie wohl aneinander gefunden, und gern wär sie sein Weib geworden — da ist die Gret in Schand und Unglück gekommen, und jeder hat den Meschenmoser Krispin genannt, wenn auch die Dirn nicht — und da hat just die Mutter den Jakob für sie gehabt. Der Krispin! Wie er wohl ausschauen mag? Sie hat ihn lang nicht mehr in der Nähe gesehen, aber sein neues Haus, das steht gar stattlich am andern Ende vom Ort. Und ein Weib hat er noch immer nicht heimgeholt. Warum nicht? Da blinzeln wieder einige mit den Augen, es ist ihr, als sieht sie es vor sich, und sagen: „Wir wissen's, denkt auch nur ein bissel nach — der bleibt sein Tag unbeweiht. Er fürcht sich vor der Unglimpf-Gret, ja, das thut er!“

Nun, zum Fürchten hat der Krispin Meschenmoser nie recht viel Anlage gehabt, das muß Fränzele eben denken.

Wie er erst ein halb herangewachsener Bub gewesen ist, da hat ihm keiner nah kommen dürfen, und ein Stolzler war er auch. Sie muß lächeln. Welch sonderliche Gedanken einem kommen, wenn man so allein daher sitzt! Es ist gar schön hier am Wasser, einmal springt ein Fisch hoch. Die Luft ist klar — und da ist der Weinberg. Wie gern sie immer hingegangen ist! Der Krispin hat ihr einmal ein Pfefferkuchenherz über die Mauer gereicht, das Lieble, das darauf stand, hat sie gut verwahrt, ob sie's wohl noch zusammenbringt? Wahrhaftig, da ist's:

„Dein Herz und mein Herz
Die sind zwei —
Wenn sie eins wär'n
I hätt' nit dabei!“

Ein gespaßiger Vers war's, ja, ja.

„Grüß Gott!“

Fränzele schrickt zusammen, ihr ist doch just eben gewesen, als hört sie die Stimme vom Krispin, aber sie schaut nicht einmal auf, denn von sich selber will sie sich nicht narren lassen.

„Grüß Gott, Haigerles Fränz? So stolz? Hast sonst den Leuten ein' Grüß zu bieten gewußt!“

Ja, nun ist's richtig, das ist leibhaftig der Krispin, sie muß ausschauen.

„Grüß Gott!“ leise spricht sie es heraus, wie sie den mit den Blicken sucht, welcher keine zehn Schritte von ihr entfernt an dem Stamm der Ulme lehnt und zu ihr herüber sieht.

„Und stolz, ach, nein! i hab nur so Gedanken gehabt,“ sezt sie hinzu.

Krispin ist stärker, stattlicher, seine Haare sind schön dunkelblond, und seine Augen glänzen so eigen, wie ehedem.

„I hab euch nit kommen hören,“ sagt sie, weil er erst so stumm bleibt.

„Und i hab di vom weiten kennt!“

„Ist's wahr?“ fragt sie fröhlich, „und haben einander doch lang genug nit gesehn!“

Er nickt mit dem Kopfe, wirft die Mähe ins Gras, lacht heiser und sagt: „Sell ist wahr! Was hätten wir auch aneinander zu sehn gehabt!“

Sie hat keine Antwort darauf, sie weiß auch gar nicht, was ihr an dem Wort mißfällt.

„Eh, da war's freilich anders — guck, Fränzele, war's nit?“ ruft er.

Sie freicht sich über das Gesicht, das plötzlich so heiß geworden ist. „Eh schon, aber in der Welt wird halt alles anders!“

Wieder lacht er so eigenartig. „Und die Weibskent zuerst!“

„Ja, Meschenmoser, warum denn die?“ antwortet sie lustig.

„Warum?“ Er kommt einige Schritte näher. „Schau, wie artig du fragen kannst. 'S ist so? Zum Exempel du! Früher hast 'Krispin' gesagt, ist das nit so?“

„D, wenn's weiter nit zu bedeuten hat mit deiner Red, sell kann i auch noch!“ ruft sie.

„Sag's einmal!“ dringt er in sie.

„Krispin! Krispin! Du bist ein Wunderlicher.“

„Schau, 's geht erst noch!“ spricht er, aber der Ton ist spöttlich dabei. Sie hat so heiter gelacht, wie ein vergnügtes Kind.

„Warum sollt's auch nit?“ fragt sie.

„Ja, freilich, i hab nur so ans Gütle dort gedacht,“ meint er.

Da läuft ihr die Mähe bis an die Haarwurzeln. „Darum hast gedacht?“ stammelt sie und streift den Weinberg mit einem verstoßenen Blick.

„Was deiner Mutter Gütle war, schau, das hab i jetzt an mi gebracht,“ erzählt der Meschenmoser.

Sie nickt. „'S ist recht an deinem hergelegen.“

„Darum nit allein!“

„'S hat immer ordentlich getragen, das Gütle,“ sezt sie hinzu. „Und heuer machst sicher eine gute Ernt.“

„Darum auch nit!“ sagt Krispin wieder.

„Dann kann i's nit erraten.“

„D, wenn du willst! Guck, Fränz, i bin einmal ein recht narreter Bu' gewesen — und ein Mädele hat's auch geben, das mi gemocht hat. Da dran denk i gerad allemal in dem Weinberg da. Willst mir ausschelfen?“

Sie hat den Kopf tief geneigt, und mit zuckenden Lippen antwortet sie: „Mir scheint, das ist nimmer nötig. Und ist ja auch alles eins jetzt.“

„Freilich!“

Sie packt ihr Nähzeug zusammen und bückt sich nach dem Kinde. „'S ist nit arg stark, mein Annele, und i denk, weil i 'mal hab sagen hören, am Wasser, da wär's gesund,“ sagt sie stockend.

„Darum bist daher gekommen!“ ergänzt Krispin, „'s ist recht. Wenn du aber in mein Gütle dann und wann willst, Fränz, schau, das brauchst nur zu sagen.“

„I mach mein Dank, i hab zu schaffen dabeim!“ antwortet sie und wirft wieder einen Blick nach dem Weinberg hin. „I müßt zuviel dort an mein Mütterle denken und würd traurig.“

„Und sonst dächtest nit?“ fragt er, und sie senkt die Augen rasch und furchtsam vor den seinen.

„D, sonst wohl auch noch allerlei!“

Er zeigt mit der Hand über die Schulter. „Da war's, Fränz —“

Da war's! Das sagt auch eine Stimme in ihrer Brust, aber sie wehrt sich tapfer, daß sie nicht über ihre Lippen die Worte... Sie drückt ihr Kind an ihre Brust. „Mein Annele! Und jetzt muß i heim. Grüß Gott auch, Krispin! Und 's ist mir eine Freud, daß du so wohl ausschaut. Dir geht halt nit ab. Bist der wohlhabige Meschenmoser, wie dein Vater! Grüß Gott!“

Dann wartet sie gar nicht ab, ob er noch etwas zu sagen hat, sondern geht mit hastigen Schritten davon. Das Gütle, die Mutter, der Krispin! Es ist so viel gewesen, das über sie mit dem Denken gekommen ist. Und wie hat doch die Mutter gesagt? „'s ist ein eigen Ding um das Gernhaben!“

Fester drückt sie ihr Kind an sich.

Der Meschenmoser, der saubere Krispin, wie er noch immer heißt, der als ein besonderer Mädchenjäger gegolten hat, schaut ihr nach. „I mein, das Weib hat noch niemalsen so prächtig ausgeschaut, die Böpf, und so frisch und solch ein Mäule,

das so lachen kann. 's lacht freilich mit wie eh — aber i hab denken müssen, daß i's Mädele in demselbigen Weingüttele arg verführt hab. Und verschwören wollt i, daß es auch dran bent hat — und für den Haigerle Jakob ist's Weib viel zu sauber. Er dreht sich, stößt einen Stein weit hinüber in den Spiegelglatten Teich, tritt nach einer Distel am Weg und sagt: "I hab ein' Zorn, wenn i das denk!"

Das junge Weib schreitet hastig an der Mauer hin, welche das Klostergut umgiebt und wirft nur an der Ecke einen scheuen Blick nach dem Turm hinauf, Hergenturm heißt er, und alles Volk hat ein Grauen vor ihm.

Die Gret ist damals hineingesperrt worden, nun fällt's ihr ein, daß dieselbe erzählt hat, wie sie darin getobt und geflücht, wem geflücht? Dem Krispin? Aber das will sie ja selber nicht einmal sagen.

Und wie sie nun denkt, daß der Krispin da vorhin vor ihr gestanden ist mit dem ruhigen Gesicht, nein, so sieht keiner aus, dem etwas aufs Gewissen drückt. Wer aber auch an dem Unglück der Gret schuldig ist, für ihre verzweifelte That kann am Ende niemand. Und das arme Geschöpf hat's übermannt von Schmerz und Schimpf; seit Fränzele selber an einer Wiege sitzt, kann sie gar nicht so hart denken. Die Gret ist nimmer bei Sinnen gewesen, deshalb haben ja auch die Richter ihre Strafe nicht so hoch bemessen, ja, sie weiß noch, wie sich männiglich verwundert hat darüber. "Fünf Jahre, das ist mir," hat's geheissen, "das ist nur eine Spann", und dann haben wir eine Kindsmörderin frei herum in der Gemeind'."

Fränzele ist's weh ums Herz. Fünf Jahre sind freilich kurz, wenn sie vorüber sind, aber der Gret haben sie das ganze Leben verschandert, die muß immer dran tragen.

"Der Krispin!" sagt sie dann wieder laut, "der hält' ja jetzt nur ein Geld hergeben brauchen, und die Gret kommt nach Amerika gehen, in die weite Welt, da wußt kein Mensch um ihre Schand! Mein, der Krispin ist's nit."

Sie weiß gar nicht, warum ihr auf einmal so heiß wird, sie muß stehen bleiben.

"Muß mit wahrhaftig verschmausen," murmelt sie. "D du, mein Anneli, du bist derweil doch immer schwerer geworden!"

"Der Krispin!" schämt sie sich denn, daß sie's von ihm hat glauben können? Die rote Gret soll ihm freilich nachgegangen sein, aber die Leut schwächen viel.

"Ja, 's muß nur keins drauf hören!"

Sie seufzt, sie hat's gethan und darauf gehorcht, wär's nicht gewesen, so hält' alles anders kommen können.

"Ja, was denn?" spricht sie und blickt zum Himmel auf, der blau ist und ohne jedes Wölkchen. "I mein, die Mutter hat's schon gewußt, warum sie mich dem Jakob gegeben hat."

Sie will weiter, links biegt noch eine Straße ab, am Kirchhof führt sie vorbei. Da liegen alle friedlich bei einander, dem Jakob sein Vater, der ihre, die Mutter und der Vater der Gret, wer weiß, ob der liebe Herrgott sie nicht auch so friedlich im Himmel zu einander gesellt.

Kann denn das sein, was ihr die Mutter auf dem Sterbebett hat andeuten woll'n? Hat sie den Jakob der Sühne halber nehmen müssen, deshalb können die Gräber friedlich in einer Reihe liegen. Sie betet den Anfang des Vaterunsers, schließt nach der fünften Bitte und sagt: "Wer's auch gethan haben mag, Gott soll seiner Seele gnädig sein, bei unserm Herrgott steht 's Vergeben!"

(Fortsetzung folgt.)

Im Herbst.*

Wie mich die milden Tage rühren,
Wenn Lenz und Sommer nun verrann!
Der Abschied steht vor allen Thüren
Und blickt bedeutungsvoll uns an.

Es geht ein Schauern durch den Schatten,
Ein Zittern durch den Sonnenstrahl,
Es flüstert in den farbensatten
Gefänden: ach zum letztenmal!

Ist das dieselbe Mutter Erde,
Die, ihres Reichthums vollbewußt,
An jedem Tag ein neues Weide
Hinausrief in bacchant'ischer Lust?

Die sorglos schuf und sorglos kniete?
Die Tag und Nacht in Weilschen lag?
Mit Purpurmohn den Mantel stückte
Und spielend Ros' um Rose brach?

Nun ist's, als reueten sie die Blüten,
Die sie verschwenderisch verstreut,
Nun möcht' sie schonen, möcht' vergüten,
Doch ach, vergangen ist nicht heut.

Nun glüht mit doppelt heißer Liebe
Ihr Aug' auf jede reife Frucht;
Daß ihr der zarte Spätling bliebe,
Durchsonnt ihr Lächeln Wald und Schlucht.

Vergebens! Kann das Schicksal wenden
Besiegter Stolz, bereuend Wort?
Es naht der Gott; mit kalten Händen
Reißt er das letzte Kind ihr fort.

Dann wird in ungeheurem Leide
Die Thräne Eis, der Atem Schnee,
Bis sie in hartem Felsenkleide
Versteinert starrt als Niobe.

Ilse Frapan.

* Aus der trefflichen Sammlung „Gebichte“ von Ilse Frapan, Verlag von Gebrüder Paetel, Berlin.

Die Poesie der Kinderstube.

Von Theodor Winkler.

Nachdruck verboten.

Schöne, goldene, glückliche Zeit der Kindheit! Wer gedächte nicht, wenn er den Höhepunkt der Jahre erreicht hat, noch mit Freuden, ja mit einer gewissen Begehrtheit dieser Tage seines Lebens? Mit ganz anderen Blicken betrachtet man die Welt, und für das, was damals noch in undurchdringlichem Schleier für uns lag, hat man inzwischen volles Verständnis erlangt; es ist so vieles ganz anders gekommen, als man gedacht; das wahre Glück namentlich erscheint in weit verschiedener Gestalt von dem, was uns damals als solches vorstrebte; der Ernst des Lebens, zu jener Zeit noch weit von uns entfernt, hat uns mittlerweile ganz in Beschlag genommen — und doch sehnen wir uns gern in jene Tage zurück. Erst wenn sie verslogen, wissen wir den Reiz der Jugend zu schätzen. Und haben wir nun selbst Kinder, denen wir als Vater oder Mutter gegenüberstehen, Kinder, die unter unserer Obhut aufwachsen und sich entwickeln, so tritt uns die holde Vergangenheit jeden Tag, ja jede Stunde aufs neue vor Augen; wir sehen wieder aufleben, was uns entschwinden ist, und genießen im Verkehr mit unseren Kleinen noch einmal die rosigen Tage der Kindheit.

Das ist für jeden Menschen von Seele und Gemüt ein Hauptreiz auf der Mittagshöhe des Daseins. Dem Glück der eigenen Häuslichkeit kommt kein anderes auf Erden gleich, und unser höchster irdischer Besitz sind unsere Kinder, wie denn auch die tiefste Kränkung, die ein Mensch erfahren kann, die von seinem Kinde ist.

Mit diesem Glück sind aber auch Pflichten der ernstesten Art für die Eltern verknüpft. Indem wir zu Gärtnern bestellt sind für die jungen, aufsprießenden Pflänzchen von Söhnen und Töchtern, fällt eine große Verantwortlichkeit auf uns, denn nicht mit Unrecht sagt man, gestützt auf die tägliche Erfahrung, daß der Mensch ein Produkt seiner Erziehung, daß er im rohen Naturzustand nur wenig sich über das Tier erhebe und daß zu dem, was er im Leben darstelle, zu seinem Charakter u. s. w. der Grund in der Kindheit durch Eltern und Erzieher gelegt werde. Mag die Naturanlage ein beträchtliches Anteil mit daran haben, die Art der Ausbildung giebt jedenfalls in ebenso großem Maße mit den Ausschlag. Einbrüche aus der Kinderzeit bleiben gewöhnlich dauernd für das ganze Leben. Blicken wir auf den Entwicklungsgang berühmter Männer und Frauen, so finden wir, wie mächtig oft diese Eindrücke, ja nicht selten wie geradezu bestimmend für die ganze spätere Richtung der Betreffenden sie wurden. Das muß gewissenhaften Eltern ein Antrieb sein, alles, was sie können, mit Ernst und Eifer einzusetzen.

Erweckt schon das erste, noch unverständliche Lallen eines Säuglings in Vater und Mutter ein beseligendes Gefühl, denn damit giebt das Kind sein Bedürfnis nach Verbindung mit der Außenwelt kund, wie viel mehr später die ersten Worte als Kennzeichen für Erkanntes und Begriffenes, die ersten geistigen Regungen des noch unvollkommenen die Sprache stammelnden Kleinen, bis es endlich plappert, wie ein munteres Vöglein.

Von dem eigenen „Ich“ hat das Kind anfangs noch keinen Begriff. Wenn es von sich spricht, nennt es seinen Namen, als wenn es von einer dritten Person spräche. „Tina weh, weh!“ sagt es, wenn es seinen Schmerz über eine erlittene Verletzung ausdrücken will, wobei der klägliche Ton der Stimme und das leidvolle Mienspiel lebhaft zur Verdeutlichung mitwirken. Und so bezeichnet es meist auch die ihr bekannten Tiere nicht mit Namen, sondern es ahnt den Laut ihrer Stimmen nach. Da kommt der „Wau, Wau“, d. i. der Hund, oder die „Mau, Mau“, das ist die Katze, oder „Piep, Piep“, das Vögelchen. Welche Freude aber für die Eltern, wenn der kleine Sproßling zum erstenmale „Papa“ und „Mama“ spricht und sein Erkennen derselben dadurch zum Ausdruck bringt! Je mehr er sich zu verständigen lernt, desto größer wird auch seine Neigung, seine Gedanken und Gefühle in Worte zu kleiden, er plappert nach Herzenslust, und was dabei alles zum Vorschein kommt, das bringt oft auch den eingeseiftesten Hypochonder zum Lachen. Je lebhafter des Kindes Auffassungsgabe ist, desto unbehaglicher ist ihm offenbar selbst die Mangelhaftigkeit seines Sprechvermögens, mimisch kommt es sich dabei selbst zu Hilfe und wird oft ganz ungeduldig, wenn man es nicht versteht.

Noch einen Schritt weiter in der Entwicklung, und wir werden mit Fragen bestürmt, so oft wir uns nur sehen lassen. Ist unter normalen Verhältnissen das dritte Jahr überschritten, so reproduziert das Kind in Spiel und Wort alles, was es von seiner Umgebung aufgenommen, was es von Eltern, Geschwistern, Dienstboten u. s. w. gesehen und gehört hat, und die Fragen über das, was es sich nicht erklären kann, sind oft kaum zu beantworten. Da kommt auch der Klügste und Erfahrenste in Verlegenheiten, oft recht peinliche Verlegenheiten! Denn wehe ihm, wenn er keine Antwort giebt. Eltern stehen dem Kinde gegenüber mit jenem Nimbus der Erhabenheit da, von der die Allwissenheit kaum zu trennen ist, wenn man nicht etwas einbüßen will. Namentlich, wenn es einen kritischen Punkt betrifft, den man der Kenntnis des Kleinen lieber vorenthalten möchte, ist man so leicht versucht, die Antwort ganz schuldig zu bleiben oder mit einer Ausrede zu umgehen, man möchte, daß der junge Erdenbürger nicht so früh die Mängel und Schattenseiten des Daseins erkenne; aber damit befriedigen wir ihn nicht, und ob wir recht daran thun, ist uns gewiß oftmals selbst zweifelhaft. Aber häufig stehen wir auch völlig am Rande unseres Wissens.

Ich zünde mir z. B. eine Cigarre an. Der kleine Sohn verfolgt den Vorgang mit gespannter Aufmerksamkeit. Plötzlich fragt er: „Papa, warum rauchst du denn?“ — „Weil es mir angenehm ist.“ — „Was ist denn angenehm?“ — Ich suche ihm das Wort zu erklären. Dann fährt er fort: „Warum rauchst denn die Mama nicht?“ — „Die Mama findet es nicht angenehm,“ sage ich. — „Warum denn nicht?“ — „Sie hat einen anderen Geschmack.“ — „Was heißt Geschmack?“ — „Ach! Nun erkläre einer dem Kleinen das Wort, was Geschmack ist! Man läßt es natürlich an einem Versuch nicht fehlen, aber ob man den Zweck erreicht und den Frager befriedigt? Indes geht das Examen für den Alten weiter: „Papa, rauchst der liebe Gott auch?“ — „Nein, mein Kind.“ — „Warum denn nicht?“ — „Gott ist ein Geist.“ — „Was ist ein Geist?“ — Wer sich im Definieren üben und seine Geistesgegenwart prüfen will, der suche den Verkehr mit kleinen lebhaften Kindern.

D, durch welche Wirrsale muß sich ein Kind hindurcharbeiten, ehe es über Sein und Werden volle Klarheit erhält! Läßt sich denn einem so jungen Geschöpfchen alles motivieren, ohne es aus seinem Gesichtskreis und Empfindungskreis herauszudrängen? Von den Kindern ist nicht zu verlangen, daß sie uns Erwachsene immer verstehen, aber wir Erwachsene müssen für sie immer Verständnis haben.

Wie oft wird die ernsteste Situation mit einem Schlage in das Gegenteil verkehrt, wenn so ein kleiner Taufensassa mit seiner Naivität hereinplakt. Eine etwas schwarzsehende Dame leidet an Kopfweh und fürchtet, es könne eine schlimme Krankheit, möglicherweise Typhus, daraus entstehen. Sie fragt ihren Gatten: „Weißt du nicht, wie der Typhus anfängt?“ An seiner Stelle aber fällt der kleine Sohn ein: „Ich weiß es, liebe Mama, mit einem — T.“ Um ein gutes Auskunftsmittel ist solch ein junger Schwerenöter nie verlegen. Da ruft eine Mutter ihren jungen Stammhalter, der morgens nicht aus dem Bette will, zu: „Mach, wer wird denn so träge sein, steh' doch auf und schäme dich!“ — „Mach aber erwidert: „Ach, Mama, laß mich nur noch ein bißchen liegen, ich kann mich ja im Bette auch schämen.“ Welche Klugheit drückt sich bei aller Kindlichkeit in folgender Erklärung aus. Der kleine Hans wird gefragt, ob er nicht wisse, was eine Braut sei. Nach einigem Ueberlegen antwortet er: „Eine Braut ist eine Frau, die noch keinen Mann hat, aber schon einen weiß.“ Und was für eine reizende Lebensanschauung offenbart die kleine Anna, deren Oheim zum Besuch eingetroffen ist, wobei die Gouvernante des Hauses bemerkt, daß der Gast noch immer ein schöner Mann sei. „Ja,“ bestätigt Mädchen, „aber der Onkel hat seine Haare schon aufgebraucht.“ Anders faßt das der kleine Oskar auf, der nach dem Bräutigam seiner reizenden neunzehnjährigen Schwester gefragt wird, wie alt der sei. „Ich weiß es nicht,“ antwortet er. Nun aber doch, ob er jung ist. „Ich glaube wohl,“ meint Oskar, „er hat noch keine Haare.“ Eine recht unerwünschte Wirkung aber hatte Onkels Glanz auf Frisuren. Seine Mutter findet ihn, als man ihn einen Augenblick allein gelassen, mit der Schere in der Hand vor dem Spiegel, wo er sich bereits eine Menge seiner schönen Locken ganz fahl abgeschneitten hat. „Um Gottes Willen, Junge,“ ruft die eintretende Mutter erschrocken, „was machst du denn da?“ — Antwort: „Ich will mir nur eine Frisur wie der Onkel machen.“

Geradezu rührend sind vor allen die kindlichen Ideen von Gott und der Religion. Die zweijährige Elise war mit ihrer Wärterin auf dem Kinderfest, wo am Abend ein kleines Feuerwerk abgebrannt wurde. Als nun die erste Rakete emporstieg, fing das Kind an bitterlich zu weinen und rief voller Angst: „Sie schießen den lieben Gott tot!“ — „Elchen soll ihr Abendgebet sprechen,“ Mama,“ sagt sie, „ich bin zu heiser, da kann der liebe Gott doch nichts verstehen.“ — „Gott,“ erwidert die Mutter, „versteht alles, auch wenn du ganz leise sprichst.“ Darauf Elchen: „Hat er denn ein Telephon?“ Die Mutter hat das Töchterchen zu Bett gebracht und wendet sich, nachdem sie mit dem Kinde gebetet, zum Gehen, als die Kleine zärtlich bittet, noch ein Weilschen zu bleiben. „Nein, mein Herzchen,“ erwidert die Mutter, „ich muß jetzt wieder zu Papa, und du bist ja auch nicht allein, der liebe Gott ist bei dir.“ Das Mädchen besinnt sich einen Augenblick und sagt dann bittend: „So schick' doch den lieben Gott zum Papa und bleib' du bei mir.“ Wie schade, daß diese Bitte nicht zu erfüllen war!

Das Kapitel des Familienzuwachsens ist schon seiner Natur nach ganz dazu angethan, den unfeinwilligen Humor der Kleinen zu entfesseln. „Freu' dich, Gretchen,“ ruft die Tante, „der Storch hat dir zwei Brüderchen auf einmal gebracht.“ — „Auf einmal?“ wiederholt die Kleine bedächtig. „D, das hat er gewiß bloß gethan, damit er nicht so oft zu kommen braucht.“ — München sieht in der Zeitung eine lange Reihe von Geburtsanzeigen und ruft die Mama: „Da sieh' nur, was die Störche gestern wieder für einen schweren Tag hatten!“ — Paula, im Alter von drei Sommern, trifft ihre Gespielin und macht ihr die bedenkliche Mitteilung: „Denke dir nur, Bertha, gestern brachte uns der Storch ein Brüderchen, und Papa war verreist, glücklicherweise war Mama zu Hause.“ Für gar zu leichtgläubig darf man übrigens die kleine Gesellschaft auch in diesen Dingen nicht halten. Da sagt ein Vater zum ältesten seiner kleinen Sproßlinge: „Nun, Karlchen, wenn du recht brav bist, kommt auch der Storch und bringt dir ein Brüderchen.“ — „Ach, Papa,“ lautet die Entgegnung, „der kommt auch, wenn ich nicht brav bin.“ — „Ich bin in der Nacht um zwei Uhr geboren,“ erzählt eine Dame. „Geht denn das?“ fragt das sechs-jährige Mädchen, „da schlafen doch die Leute.“

Der Erzieher muß zuweilen auch gute Miene zum nicht gerade erfreulichen Spiel machen und die Augen zu schließen verstehen, wenn er nicht, statt zu fördern, verderblich wirken und einschüchtern will. Die Jugend soll das Leben froh genießen, und dieses Recht soll man ihr so wenig wie möglich kürzen; alles läßt sich im Leben nachholen, nur nicht die Jugend. Daher ließ sich auch jener Vater nicht die Laune verderben, der zu seinem Söhnchen sagte: „Nun bist du heute in der Schule wieder einen heruntergekommen?“ — und treuherzig zur Antwort erhielt: „Nein, die Bank war nicht länger.“

Zu der Nachahmung der Sitten und Gewohnheiten Erwachsener entwickeln manche der kleinen Anpasser oft ein erstaunliches Talent, und die Art der Anwendung ihrer Beobachtungen ist dann nicht selten hochkomisch. Franz, ein Büchchen, das noch einmal so alt werden muß, ehe es zur Schule kommt, sitzt in einem überfüllten Pferdebahnwagen auf den Knien seines Vaters. Als nun eine junge Dame einsteigt, springt das kleine Kerlchen herab, greift höflich an seine Klappe und sagt: „Darf ich Ihnen meinen Platz anbieten?“ Da ist ferner eine Familie im Begriff, zu Mittag zu speisen, als die Nachricht vom Tode einer Tante eintrifft. Klein-Emit, indem er lüftern auf die gefüllter Schüsseln blickt, fühlt sich zu der Frage gedrungen: „Papa, müssen wir jetzt gleich weinen, oder sollen wir warten, bis wir gegessen haben?“

Wie oft spiegeln sich in den Neugierungen der Kinder nur der unbedachte Einfluß der Eltern, übertriebene Ansprüche und üble Gewohnheiten wieder, wie oft halten sie den Erwachsenen unbewußt ihre Schwächen und Thorheiten vor Augen. „Ella, hast du denn heute keine Stunde?“ fragt die Gouvernante. „Nein, ich nehme sie nicht, weil ich Migräne habe.“ — „Migräne? was ist denn das?“ — „Ich weiß es nicht, aber Mama sagt immer so, wenn sie etwas nicht thun will.“ Lieschen kommt ganz geheimnisvoll zur Mutter: „Unser neues Dienstmädchen ist aber eine unordentliche Person, Mama.“ — „Wie so denn?“



„Ja, denk' dir nur, die geht mit dem Popf ins Bett.“ Der kleine Hans, ein kluges Kind, das beim täglichen Spaziergang viel mehr fragte, als seine Bonne beantworten konnte, sparte sich viele Fragen auf, um sie zu Hause der Mutter vorzulegen. „Mama,“ ließ er sich da einmal vernehmen, „warum werden denn die Kasernen immer da gebaut, wo so viele Kinder Mädchen spazieren gehen?“ Eine andere Mutter geht mit ihrem vierjährigen Söhnchen spazieren. Da kommt eine Kompanie Soldaten anmarschiert. „Sieh' nur, Mama,“ ruft der Kleine, stehend bleibend, „das sind einmal viele Vetter von unserer Kathrine.“ Die Köchin, die ihren Schatz als „Vetter“ ins Haus gebracht, stand dem Jungen in der Erinnerung. Sehr bedeutend ist auch folgendes kleine Ergebnis. Die Frau Kommerzienrätin hat sich bei einem berühmten Maler ein Konterfei machen lassen, und zwar mit einem prächtigen Kostüm. Als das Bild fertig im Salon hängt, führt Papa den fünfjährigen Stammhalter vor daselbe. „Nun, was ist das, Robert?“ fragt der Kommerzienrat, und der Knabe antwortet ohne Zögern: „Das ist — das neue Kleid von Mama.“

Schuld der Eltern selbst ist es immer, wo ein sogenanntes Schreckenskind (das bei den Franzosen sprichwörtliche enfant terrible) auftaucht und seine Angehörigen in Angst und Ungelegenheiten versetzt. Zwei kleine Beispiele werden zur Illustration dieser Gattung genügen. Ein Onkel ist zu Besuch und wartet auf das Mittagessen. Die Stunde ist schon weit vorgerückt, und so benützt er einen Augenblick, als er mit dem Söhnchen des Hauses allein ist, daselbe zu fragen: „Wann wird denn bei euch zu Mittag gegessen?“ Der Knabe antwortet: „Mama hat gesagt, gleich, wenn du fort bist.“ Jetzt weiß der gute Dheim genug für lange Zeit. Oder man vergewaltigt sich folgendes. „Fürchtest du dich nicht vor Gespenstern?“ fragt der kleine Messe seine Tante. „Mein Hänschen,“ antwortet diese beruhigend. „Ich auch nicht,“ versichert der Knabe und fügt dann gleich weiter hinzu: „Ach, führe mich doch einmal in dein Oberstübchen, Tante!“ „Warum das?“ „Papa hat gesagt, dort rappelt es, und das möchte ich gern mal sehen.“

Mit dem Gange zur Schule thut das Kind eigentlich den ersten Schritt in die Welt. Natürlich haben die Lehrer die reichlichste Gelegenheit, die unfreiwillige Komik der aufwachsenden Jugend zu genießen, und dies gewährt denselben, wie wir oft bekennen hörten, eine wohlthuende Erfrischung bei den vielen Beschwerlichkeiten des harten Berufes. Da laufen gar hübsche Momente mit unter. Ein Lehrer, im Begriffe, seinen kleinen Schülern das böse Gewissen vor Augen zu führen, denkt, es recht gut zu treffen, indem er fragt: „Was ist das, wenn man nachts keine Ruhe finden kann und sich schlaflos hin- und herwälzt?“ Aus der Schar der aufmerksamen Zuhörer ertönt alsbald eine Stimme: „Der Floh!“ Oder der Lehrer will die Farben veranschaulichen. „Welche Farbe,“ fragt er, „hat mein Taschentuch, das ich in der Hand halte?“ Kinder: „Rot.“ Lehrer: „Wie sieht dieses Stück Kreide aus?“ Kinder: „Weiß.“ Lehrer: „Und wie sieht mein Hut aus, der dort am Haken hängt?“ Alles schweigt. Endlich erhebt sich einer der klügsten von den Kleinen. „Nun, Ernst, sag mir's!“ Ernst: „Schmutzig.“ Endlich noch ein Probchen: „Wann wurde Rom erbaut?“ fragt der Lehrer. „In der Nacht,“ antwortet der Schüler. „Wie kommst du auf diesen närrischen Einfall?“ „Der Herr Lehrer sagte doch gestern, Rom sei nicht an einem Tage gebaut.“

Und was ist aus all' diesen kleinen, heiteren Episoden zu entnehmen? Springt nicht auch ein Körnchen Ernst dabei heraus? Ganz gewiß! Fassen wir alles zusammen, so ergeben sie für die Grundsätze der Erziehung ein sehr beachtenswertes Resultat: den bestimmten Hinweis auf die Notwendigkeit, daß zur gedeihlichen Erziehung des Kindes in erster Linie das gute Beispiel der Eltern notwendig und daß die Familie als die allerwichtigste Schule aufzufassen ist. Liebe und Vertrauen zu den Eltern muß zunächst in dem Kinde geweckt und nach erhalten werden, und ein Hauptaugenmerk ist auf die Entwicklung des Charakters, auf die Harmonie zwischen Körper und Geist zu richten. Hier gilt der alte Spruch:

„Der Mutter Beispiel, des Vaters Wort,
Das sind der Erziehung Grund und Hort!“

Nicht zu viel Herz und nicht zu viel Vernunft soll man übrigens bei der Erziehung walten lassen; die goldene Mittelstraße ist auch hier die beste, und vor allem gilt es, gute, brave, rechtliche Menschen zu erziehen, Klugheit und vielseitige Bildung müssen hinter dieser Anforderung zurücktreten. Es liegt aber auch ein herzerquickender, poetischer Hauch über der ganzen Kindheit, und darum dürften wir unsere kleine Skizze wohl betiteln: „Die Poesie der Kinderstube.“

Ein neues Stück.

Eine Theaterplauderei von Robert Misch.

Nachdruck verboten.

„In „neues“ Stück ist angezeigt. Mehr oder minder gleichgiltig liest der Städtebewohner in seiner Zeitung oder an den Straßenplakaten Titel, Dichter und Personenverzeichnis, ohne zu ahnen, was alles von einer „Première“ abhängt (um dieses scheußliche Fremdwort auch zu gebrauchen, das sich leider fest eingebürgert hat). Für den Dichter vielleicht eine ganze Zukunft, für den Direktor ein Vermögen, wohl auch die Erlöse selbst, für die Darsteller Ruhm und Ehre. Gefallen oder Nichtgefallen, das ist hier die große Frage. Scene: Der Kaffeetisch eines bürgerlichen Familienzimmers, um welchen Vater, Mutter und Tochter sitzen. Alle drei sind in die Zeitung vertieft; der Vater studiert natürlich den Leitartikel oder die Kurze; die Mutter verschlingt das Lokale, die Gerichtschronik und die Unglücksfälle, um dann ihr Auge an den Verlobungen, Verbindungen und Todesfällen zu weiden. Die Tochter durchläuft den Roman und vertieft sich aufmerksam in den Theaterzettel des „neuen“ Stückes.

Tochter: „Ein neues Stück! Das sollten wir uns doch ansehen! Eine Premiere hat so was Aufregendes, und man sieht den Dichter ganz umsonst!“

Vater: „Ach was, die modernen Stücke taugen alle nichts! Zu meiner Zeit, da wurde noch was geschrieben!“

Mutter: „Ach Gott, an dem Theater sieht man ja nicht einmal schöne Toiletten. Das Stück scheint überhaupt bei armen Leuten zu spielen. Warten wir die Kritik ab!“

Wenn der arme Dichter das hören könnte, er, der sein Herzblut in sein Stück gegossen, falls er nicht zu dem Geschlecht

der handwerksmäßigen Bühnen-Industriellen gehört, die nach Maß und Bestellung arbeiten. Aber die lieben Kollegen und die Fachkreise, wie urteilen die erst!

„Der 3. wird einen schönen Schmarren zusammengeschrieben haben!“ meint ein „Dichter“, dem man vor Jahren ein Ritterstück ausgepfiffen hat.

„Die kleine Bellmann spielt mit. Sie erzählte mir gestern, der zweite Akt würde sicher ausgelacht. Sie glaubt nicht, daß man zu Ende kommt,“ entgegnet ein anderer, der bereits sieben Stücke geschrieben, aber noch keines hat zur Aufführung bringen können.

Ja, die Schauspieler, sie schimpfen am meisten — besonders die, welche keine oder undankbare Rollen darin haben — und sie täuschen sich am häufigsten. Ist es doch ein alter Dichterglaube, daß ein Stück, das den Schauspielern besonders gefällt, leider nicht denselben Effekt auf das Publikum ausübt und umgekehrt. Mit den Premieren-Prophezeiungen ist es überhaupt ein eigenes Ding. Nirgends irrt man sich mehr, nicht einmal dem Wetter gegenüber, und schon oft ist ein kritischer Abend erster zu einem solchen fünfter Ordnung geworden. „Nur nicht Glück wünschen vor Thorichluß,“ sagt man deswegen auch hinter den Kulissen, wo man noch abergläubischer ist, als die Jäger. Aber der verworfene Stein wird zuweilen zum Eckstein eines Bühnenerfolges. Eines der markantesten Beispiele bildet die Erstaufführung von Sudermanns vielgelebener „Ehre“ am Berliner Lessingtheater, die sich zu einem kaum dagewesenen Erfolge entwickelte. Das Stück war von einer anderen Berliner Bühne abgelehnt worden, und die Schauspieler des Lessingtheaters hatten allgemein einen ungeheuren Durchfall, einen wahren Theaterstand verübt.

Was alles einer Premiere vorangeht, welche Schicksale ein Stück erlebt, welches Fegefeuer der Dichter durchmachen muß, ehe er geläutert in den Himmel einer Aufführung einzieht, das zu schildern, gäbe Stoff zu einer eigenen Plauderei. Hier wollen wir uns nur mit dem Verlaufe eines solchen Abends beschäftigen, der mutatis mutandis überall eine gleiche Physiognomie trägt.

Ueber der Bühne lagert eine schwüle, aufgeregte Stimmung, die sich vom Direktor und den Schauspielern bis auf die Gas- und Dekorationsarbeiter überträgt. Die Bühnenluft ist heute wie geladen mit Elektrizität. In den Garderoben jammert das Künstlervölkchen aufgeregt durcheinander. Lauter neue Rollen, noch dazu vor einem so kritischen Publikum, wie es das der Premierenbesucher zu sein pflegt: das regt auf! Man schminkt sich, man überliest noch einmal schnell seinen Part, dann sammelt man sich in kleinen Gruppen zwischen den Kulissen.

„Na, ich sage euch, der Schmarren fällt eitlig ab! So find wir noch nie angeblasen worden, Kinder!“ erklärt der Komiker, der prinzipiell gegen Novitäten ist, da er nicht gern neue Rollen lernt und auch von Proben kein sehr großer Freund ist. „Wenn ich meine Scene hier mit der Mieke habe, dann schmeißen sie uns mit faulen Aepfeln!“

Mieke, die kleine Naive, stimmt eifrig bei, und jeder hat noch etwas anderes auszusagen, bis auf den Charakterspieler und Regisseur, der sich für die Aufführung ins Zeug gelegt hat. Natürlich der Rolle wegen! Jetzt kommt der Dichter vorbei, und alle nehmen jene zwischen Zurückhaltung und Liebesswürdigkeit schwankende Miene an, die man beim Theater vor der Aufführung stets dem Dichter zeigt. Man kann ja nicht wissen — vielleicht gefällt's doch!

Das arme Schlachtopfer, das heute abend auf dem Altar der öffentlichen Meinung verbluten soll, wankt unterdessen an den Vorhang, um durch das dort befindliche Loch seine Richter, eventuell auch Henker, nach und nach lachend, plaudernd und gleichgiltig eintreten zu sehen. Wie kann man heute lachen, wie kann man plaudern; er begreift es nicht, er befindet sich seit frühester Morgenstunde in fieberhafter Erregung. Seine Pulse jagen, sein Kopf brennt; er sieht alles wie durch einen Nebel. Endlich nötigt ihn der mitleidige Direktor in seineloge, in deren dunkelster Ecke er Platz nimmt. Das elektrische Klingelzeichen macht ihm das Herz stocken. Jetzt rollt der Vorhang in die Höhe. Unser armer Dichter sitzt wie auf Nadeln. Das geringste Stocken und Versprechen durchzuckt ihn wie ein Dolchstoß. Und dann sagen die Schauspieler bekanntlich ganz andere Worte, als der Autor vorgegeschrieben hat. Da, die Bellmann hat schon wieder eine Pointe fallen lassen! Dabei können die Leute doch nicht lachen. Sie thun es auch nicht; sie sitzen steif und still da, trotzdem es ein Lustspiel ist. Am Schreibtisch ist ihm das alles so komisch vorgekommen, er fühlte sich als zweiter Molière — und jetzt —? Wie wirkt das so ganz anders vor den Leuten. Nein, er ist doch kein Dichter, er kann doch nichts! Aber liegt es an den Schauspielern? Natürlich! Er möchte ihnen bei jeder Pointe nachhelfen. Jetzt lacht man endlich — Herrgott, der Bellmann ist der falsche Popf aufgegangen. Jetzt ist's aus, ganz aus — Der erste Akt ist vorbei, der Vorhang fällt — keine Hand rührt sich. Er bleibt geknickt in seinem dunklen Winkel; er traut sich nicht auf die Bühne und thut recht daran, denn wenn er hören könnte, was jetzt über ihn vor und hinter den Kulissen gesprochen wird!

„So ein langweiliges Stück! Habe ich's nicht gleich gesagt?“ meint der Komiker. „Na, und nun erst der zweite Akt!“ Verzweifelt läuft der Direktor umher und wirft dem Regisseur, der ihm das Stück so dringend empfohlen, wütende Blicke zu. Ein Glück, daß ihm der Dichter jetzt nicht unter die Finger kommt! Dem wollte er seine Meinung sagen. Die Proben für das nächste Stück werden sofort angelegt, denn keine zweimal werden sie dies hier haben.

„Platz auf der Bühne!“ ruft der Inspektor. Alles flüchtet hinter die Kulissen; der zweite Akt beginnt. Merkwürdig, gleich die erste Scene wirkt. Die Schauspieler spielen jetzt viel freier; es ist ihnen jetzt alles gleich, wo sie bereits die Hoffnung aufgegeben haben. Die große Scene zwischen dem Komiker und Mieke-Bellmann, für welche dieser faule Aepfel befürchtete, schlägt sogar glänzend ein; das Publikum schreit vor Lachen und applaudiert schließlich wütend. Sie werden dreimal bei offener Scene gesehen.

Mieke bleibt aufatmend hinter der Leinwandthür stehen und sagt anerkennend: „Sehr nette Scene!“

„Ja, der zweite Akt ist viel besser — das dachte ich mir gleich!“ meint der Komiker, der immer alles vorher gewußt hat.

Rasender Beifall nach dem Fallen des Vorhangs, viermaliger Hervorruf, dem der Dichter Folge leistet. Der Direktor ist wie ein Wahnsinniger in die Loge gestürzt, hat ihn auf die

Bühne geschleift und dem Willenlosen ins Ohr gerannt: „Machen Sie Ihren Knig!“ Dann haben ihn zwei gepackt, der Komiker und die Naive, und ihn ans Licht gezerrt, wo er sich „wie ein kranker Lindwurm“ (eigene Worte Miezens!) verbeugte und ganz blöde auf das vielköpfige schwarze Ungeheuer starrte. Und dann umringten sie ihn alle und haben ihm so warm und herzlich gratuliert und ihm die Hände geschüttelt und ihn „Liebes Doktorchen“ genannt. Mieke sagte sogar: „Mein Dichter!“ Und alle haben es voraus gewußt, und alle Miene strahlen, und der Herr Direktor reicht ihm gleich seine beiden Hände (da er nur zwei hat) und sagt triumphierend: „Mein lieber Doktor (männliche Thräne der Nührung) — Ihr erster Erfolg auf meiner Bühne — wie mich das freut! Aber ich habe unerträglich an Sie geglaubt! (Er wirft zürnende Blicke um sich; alle machen unschuldsvolle Miene, denn jetzt hat keiner gezwifelt.) Das neue Stück, an dem Sie arbeiten, ist doch schon fertig, nicht? Ich denke, wir machen gleich Kontrakt!“

Am andern Tage bieten ihm zehn Dichter ihre Mitarbeiterschaft an, und zehn andere haben ihm ein altes Stück zur Umarbeitung zugeschiebt.

Wenn's aber nicht gefallen hätte! Armer Dichter, dann vertriebe dich in ein Mausloch; selbst der Lampenanzünder lächelt dich verächtlich an. Ueberall eisiges Schweigen, abwehrende Miene!

Und von welchen Zufälligkeiten hängt nicht oft Gefallen oder Nichtgefallen ab! Manch gutes, ja manch bedeutendes Stück, das später zu hohem Ruhm gelangte, ist bei seiner Erstaufführung glänzend — durchgefallen. Die Literaturgeschichte zeigt uns mehrere Beispiele dafür. Woran das liegt? Oft am Spiel der Darsteller oder an der Laune des Publikums, oder an dem Zeitgeschmack, dem der Dichter vielleicht vorausgeeilt ist. Und dann die tausend Zufälligkeiten, die bei einem so komplizierten Mechanismus ohne Gage mitspielen! Von dem nachlässig angelegten Popf der Naiven haben wir schon gesprochen; es kann aber auch ein Schurkbar sein, der sich im Eifer des Gefechts löst, oder — horribile dictu — gar ein Unterrod, was bei dem Debüt einer jetzt berühmten Schauspielerin als „Hero“ am Münchener Hoftheater passierte. Oder der Darsteller stolpert über seine Sporen, was ebenfalls ein jetzt als bedeutender Regisseur bekannter Debitant am Weimarer Hoftheater bei seinem ersten Auftritt erlebte; er hatte sich dieselben von dem berühmten Charakterspieler Otto Lehfeld ausgeliehen, der kaltlächelnd erwiderte, als er sich beklagte: „Ja, ja, die verdammtsten Dinger kenn' ich!“ Im Berliner Opernhaus schritt einmal während eines Liebesbuecchs der schwarze Hauskater würdevoll über die Bühne. Man male sich die Wirkung aus! So etwas kann ein Stück „werfen“.

Wenn ich von Erstaufführung spreche, so meine ich natürlich nur die allererste, die überhaupt gegeben wird, nicht die „Premieren“, die das Stück später an den verschiedenen Bühnen Deutschlands erlebt. Diese allererste Aufführung findet heutzutage, wie sich die Verhältnisse einmal gestaltet haben, bei allen besseren Stücken meist in Berlin statt. Früher war das anders, früher konnte ein Stück von Dresden oder München oder Hamburg aus seinen Weg machen. Heute muß es zuerst in Berlin sein oder doch dort sein „Placet“ erhalten, ehe der Premieren Erfolg einer anderen Stadt für die übrigen Bühnen tursäßig wird. Ein Stück, das in Berlin gefällt und eine Reihe von Wiederholungen erlebt, wird jetzt überall gegeben. Sogar Oesterreich und das Ausland, soweit es aus dem Deutschen überseht Stücke auführt, blicken nach Berlin. Ob das gut oder schlimm, jedenfalls haben sich die Verhältnisse so verschoben, und jeder Bühnenautor muß mit ihnen rechnen.

Was jener alte Lateiner einst von den Büchern sagte, „daß sie ihre Schicksale haben,“ das gilt in noch höherem Maße von den Bühnenwerken. Ein neues Stück ist ein Lotterielos; es kann das große Los, es kann aber auch eine Nieme sein.

Streiflichter auf das soziale Leben der Gegenwart.

Von Eugen Wittmeyer.

Nachdruck verboten.

I.
Der Hauptunterschied zwischen dem gesellschaftlichen Leben der Vergangenheit und Gegenwart drückt sich in dem Hervortreten der persönlichen Interessen aus, im Gegensatz zu der Rücksicht, welche ehemals auf die Mitmenschen genommen wurde, mag auch diese Rücksicht wesentlich in äußerlichen Dingen gelegen haben. Es bestanden gewisse Formen, welche die Bewohner ein und desselben Ortes als die Teile eines gemeinsamen Ganzen erscheinen ließen, und diese Formen erstreckten sich bis auf die großen Städte, nur die Weltstädte machten sich von diesem Einflusse frei, und deren Zahl war sehr klein: London und Paris — damit war diese Kategorie erschöpft. Seit etwa einem Menschenalter hat sich in dieser Beziehung eine Veränderung gestaltet, welche so durchgreifend, so grundstürzend ist, daß ihre wahre Bedeutung und vor allem ihre Folgen noch nicht hinreichend erkannt sind. Drei Faktoren sind es, welche diese Veränderung geschaffen haben: die Dampfkrast, die Elektrizität und die Zunahme der Bevölkerung. Die Leichtigkeit, in entfernte Gegenden zu gelangen, sich über alles zu unterrichten, was auf der ganzen civilisierten Erde geschieht, hat den Gesichtskreis der Kulturmenschen erweitert und sie von den Schranken, welche der Wohnort bedingt, befreit. Dadurch sind die Anschauungen der Gesamtheit und der Einzelnen andere geworden, und diese Veränderung hat sich in den Formen des Verkehrs geltend gemacht, ja sie ist in ihren Wirkungen sogar bis in das Herz des Familienlebens eingedrungen. Der Trieb nach Selbstständigkeit beherrscht heute das ganze Dichten und Trachten der Menschen, und er tritt bereits im kindlichen Alter zu Tage. Das heranwachsende Geschlecht fühlt sich als der Träger einer neuen Zeit, es glaubt, den Angehörigen einer älteren Generation überlegen zu sein, weil die Umwandlungen, welche die neue Generation an sich selbst erlebt hat, so reichend schnell vor sich gegangen sind; daß die Sproßlinge der nächst vorangehenden Periode sich kaum hineinfinden können. Daher die Verachtung des Autoritätsglaubens und der hohe Grad von Selbstvertrauen, welche wir bei dem heranwachsenden Geschlecht beobachten.

Das soziale Leben hat durch diese Erscheinungen das Gepräge der Teilnahmslosigkeit am Geschick der Mitmenschen, der

falten, nur auf die eigne Person gerichteten Selbstsucht bekommen, und darunter hat auch das Familienleben schwer gelitten. Die Regel ist heute, daß die Familie nicht den notwendigen, sondern nur den zufälligen, äußerlichen Zusammenhang bildet. Das Schiller'sche Wort: „Der Mann muß hinaus ins feindliche Leben“ hat heute eine ganz andere, viel weiter reichende Bedeutung erhalten, als sie vom Dichter gemeint war, dies feindliche Leben hat in der Gegenwart eine solche Wucht erlangt, wie sie noch vor fünfzig Jahren nicht für möglich gehalten wurde. Der Vorwärtsstrebende, dem nicht großes Kapital zur Verfügung steht, ist auf steten Kampf angewiesen, und dieser nötigt ihn, die Mittel zur Bekämpfung der Mitbewerber überall aufzusuchen, wo sie sich zeigen. Das ist einer der Gründe für die Ausdehnung des Wirtschaftslebens. Der Kaufmann, der Gewerbetreibende, ja selbst der Landwirt sind heutzutage durch ihre Berufsinteressen genötigt, Reisen zu machen, Personen aufzusuchen, um die sie sich sonst nicht zu kümmern pflegten, zu dem Zweck, Verbindungen anzuknüpfen, sich über Neuerungen in ihrem Interessenkreise zu unterrichten, und dadurch werden sie mehr, als ihnen selbst angenehm und für ihre Familien wünschenswert, dem häuslichen Leben entzogen.

Den Vorsprung kann man jetzt nur erringen vor den Mitbewerbern, wenn man Mut und Thakraft genug besitzt, um bahnbrechend aufzutreten, und dazu ist es wiederum nötig, alles Neue gleichsam im Fluge zu erschaffen. Der Geschäftsmann kommt in diesem steten Aufruhr der Pläne und Entschlüsse kaum zu sich selbst, und der Gelehrte, der Künstler leidet unter einer Masse von neuen Eindrücken, welche das Getriebe der Gegenwart hervorbringt, so sehr, daß er der Sammlung entbehrt und daß seine Schaffenskraft dadurch beeinträchtigt wird. Die unvermeidliche Folge dieser steten Hast und Ueberanstrengung sind körperliche Gebrechen, unter welchen die Nervosität die erste Stelle einnimmt. Aber nichts leidet mehr durch solche Eigentümlichkeiten unserer Zeit, als das Gemüthsleben, es wird nahezu erstötet, und daraus feimt die Gleichgültigkeit am Leben, die Ueberfättigung und die Unerquicklichkeit des Daseins empor.

Man beobachte das Treiben auf der Straße. Die Leute gehen achtlos aneinander vorüber, Bekannte werden nur begrüßt, wenn sich die Wege zufällig begegnen, oder wenn ein bestimmtes Interesse dazu treibt, das Wort an sie zu richten. Das hindert aber nicht, um abends am dritten Ort, bei Wein oder Bier Mitteilungen auszutauschen oder zu politisieren. Am schroffsten ist der Unterschied zwischen Sonst und Jetzt in dem Verkehr der beiden Geschlechter. Die Galanterie, welche dem Benehmen der Männer gegen die Frauen früher das Gepräge gab, ist verschwunden, der einzige Grund, welcher einen Herrn einer ihm unbekanntem Dame gegenüber, ohne die Vermutung eines Respektverhältnisses, veranlassen kann, ihr den Vortritt zu lassen, oder ihr sonst eine Aufmerksamkeit zu erweisen, vielleicht einen ihr entfallenen Gegenstand aufzuheben, ist der persönliche Eindruck, welchen sie auf ihn macht, andere allgemeine Regeln haben ihre Wirkung vollkommen verloren. Kaum, daß man um Entschuldigung bittet, wenn man eine gleichgültig erscheinende Dame absichtslos gestochen oder sie auf den Fuß getreten hat. Ja die Rücksichtslosigkeit geht oft so weit, daß man ein weibliches Wesen nötigt, in eine Pfütze zu treten, weil der betreffende Herr es vorzieht, im Trocknen zu wandeln. Und der Verkehr auf der Straße, in den Theater- und Konzertsälen, im Pferdebahn- und Eisenbahnwagen bildet die allgemeine Richtschnur für den Verkehr unter den Menschen überhaupt. Was man öffentlich sieht und hört, wird auf den Kreis der Familie, der sogenannten Freunde und der ferneren Stehenden übertragen. Mit Not und Mühe rettet sich die kleine Gemeinde, welche man unter dem Namen der guten Gesellschaft zusammenfaßt, aus diesem abstoßenden Getriebe. Es giebt allerdings noch Rückzugsorte, wo man den Anforderungen der Humanität ihr Recht widerfahren läßt, wo man zarte Rücksicht kennt, wo der Galanterie voller Spielraum bleibt, wo der denkende und fühlende Mensch sich unter seinesgleichen bewegen kann, aber dieser Kreis wird immer enger, es werden immer weniger, welche für den geselligen Verkehr der guten Gesellschaft hinreichendes Verständnis und die nötige Sympathie zeigen, um ihre Gewohnheit auf die Nachwelt zu übertragen.

In Paris ist es das Faubourg St. Germain, wo noch die Vertreter der guten alten Sitten zu finden sind, bei uns in Deutschland giebt es zwar auch einen Adel der Abstammung wie der Gesinnung, der sich von der andringenden Schar der Emporkömmlinge fernzuhalten bestrebt ist, aber die nivellierende Macht des Geldes und der formellen Bildung verengert den Zwischenraum täglich mehr, so daß die Trennung auf die Dauer nicht aufrecht zu erhalten ist. Wenn aber die Schranken vollständig gefallen sind, dann ist auch die Gegenwart zur Alleinherrschaft gelangt, und diese bringt den Tod des harmlosen, interessfreien Verkehrs, welcher in der Vergangenheit die Regel bildete.

Feine Küche.

Austern in Muscheln. (Dänische Hofküche.) Von den geöffneten Austern entfernt man die Härte und knorpeligen Teile. Kleine Muscheln werden mit zerlassener Butter ausgestrichen und mit weißen Krumen von einem Tag alten Semmeln ausgestreut; dann legt man in jede Muschel 3-5 Austern, träufelt etwas Zitronensaft und Austernwasser darauf, streut Semmelkrume, welche man mit etwas geriebenem Parmesankäse und 1 Prise feinen Pfeffer mischte, darüber, legt auf jede Muschel ein Stückchen Sardellenbutter und stellt sie 5 Minuten vor dem Anrichten in den ziemlich heißen Ofen, um sie schön goldgelb zu backen. Statt der Sardellenbutter kann man auch zerlassene frische Butter darüber träufeln.

Karpfen mit Kräutersauce (maitre d'hôtel). Hierzu wähle man mittelgroße Lederkarpfen, gewöhnliche Karpfen schuppt man. Nachdem sie gut gereinigt sind, wird der Rückgrat, ohne die Fische zu verletzen, ausgelöst, dann werden sie mit Salz, etwas nicht zu fein gestoßenem Pfeffer, Petersilie und Schalotten, beide fein gehackt, bestreut, mit Del und etwas Essig beträufelt, eine Stunde zur Seite gestellt. Nach dieser Zeit legt man die Karpfen in eine Pfanne, fügt ein Lorbeerblatt hinzu, übergießt sie mit kochender Butter und läßt sie gar braten, wobei man sie öfters mit etwas von der Marinade begießt; auf einem rost gebraten sind die Fische noch schmackhafter. In 75 Gramm Butter schwigt man 2 bis 3 Eßlöffel voll Wehl, feingehackte Schalotten, Champignons, Petersilie, etwas Estragon, Kerbel, Sellerietraut; sobald es im Nährlöffel weiter kocht,

giebt man helle kräftige Fleischbrühe und etwas Weißwein hinzu, kocht alles durch, zieht die Sauce mit einigen Eigelben ab und rührt sie über den Karpfen an. Die Schüssel wird hübsch verziert.

Wildschweinfoteletten. Man schneidet die Foteletten aus dem Rücken eines jungen Wildschweins, klopft sie leicht, stuzt sie hübsch zu, beträufelt jede mit etwas Del und Zitronensaft, legt sie nebeneinander in eine Sautierpfanne, in der man reichlich Butter zergehen ließ, übertreut sie mit Salz und 1 Prise Zucker und schwingt sie vor dem Anrichten 5 bis 6 Minuten über ziemlich starkem Feuer, legt sie en miriton auf zwei heiße Schüsseln, garniert diese mit Zitronenspätkchen und giebt eine Sauce Robert oder eine Orangensaue (siehe August 1881) dazu.

Sauce Robert. In 150 Gramm Butter schwigt man sechs fein würfelig geschnittene Zwiebeln goldgelb und läßt dann die Butter durch ein feines Sieb abtropfen. Dieser Butter fügt man etwa 25 Gramm frische hinzu, schwigt knapp 100 Gramm Mehl (4 Eßlöffel) darin, giebt, sobald das Mehl im Nährlöffel weiterschwigt, 1/2 Liter kräftige Fleischbrühe, 2 Theelöffel Liebigs Fleischextrakt, 1/2 Liter guten Rheinwein, den Saft einer halben Citrone, 2 Prisen Zucker, 6 bis 8 Pfefferkörner dazu, kocht die Sauce ziemlich dick ein, giebt sie durch ein Sieb, thut nun die Zwiebeln dazu, kocht alles nochmal auf und rührt nun noch 2 Eßlöffel französischen Senf, 1 Eßlöffel Sardellenbutter hinzu, schärft die Sauce mit etwas Zitronensaft, schmeckt nach dem Salze und stellt sie bis zum Anrichten im Marienbade warm.

Holländischer Salat. 1 Teller voll Rosenkohl oder 1 in Röschen zerteilte Staude Blumenkohl, 1 große schöne Knolle Sellerie, 2 Möhren, Kartoffeln in der Schale, 8-10 Zwiebeln in gleicher Größe werden, jedes für sich, in gesalzenem Wasser gar gekocht; die Kartoffeln werden abgezogen, dann, sowie die Möhren, Sellerie, Zwiebeln in Scheiben geschnitten; 2-3 große schöne Heringe werden gewässert, gereinigt, entgrätet, in kleine Filets geschnitten, mit dem Gemüse gemischt und mit Del, Essig, Pfeffer und nur wenig Salz zum Salat angemacht oder mit einer aus der durch ein Sieb gestrichenen Heringsmilch, Del, Essig, hartgekochten Eiern, etwas Senf und saurem Rahm bereiteten Sauce übergossen. Beim Anrichten verziert man den Salat mit Eibierteln, Pfeffergurken u. s. w.

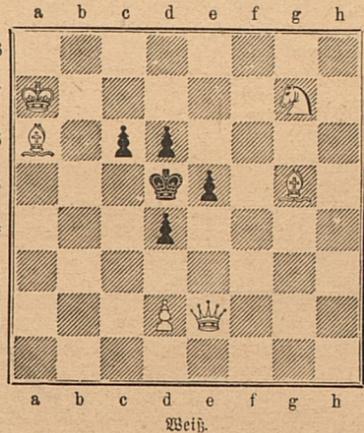
Walnupudding. 475 Gramm Semmelkrumen weicht man in etwas Milch ein, nachdem man die Krusten abrieb, läßt sie auf einem Durchschlage abtropfen und brüht sie leicht aus. 75 Gramm Butter rührt man zu Schaum, giebt 3 ganze Eier, 12 Eigelbe, 2 Eßlöffelvoll süßen Rahm, 200 Gramm Zucker, an dem man die Schale einer Citrone abrieb und der man dann stieß, und die Semmelkrumen dazu, rührt dies 1/2 Stunde recht tüchtig, fügt dann 25 Gramm fein gehacktes Citronat, 1/2 Theelöffelvoll feinen Zimmt, 1 Prise Salz, 65 Walnüsse, welche man abgezogen und mit 3 Eweißen ganz fein stieß, hinzu, rührt alles noch tüchtig, zieht dann den Schnee der 12 Eier leicht durch die Masse, füllt sie in gut gebutterte, mit Zwiebackkrume und gestopfenen Matrönen ausgestreute Formen und kocht im Wasserbade den Pudding 1 Stunde. Das Wasser darf nur bis zur halben Höhe der Form reichen. Man giebt zu dem Pudding eine Ramsauce.

Schach.

Aufgabe Nr. 299.

Von C. G. V. Valle.

Schwarz.



Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge matt.

Auflösung des Rätsels Seite 339. Ex-amen.

Auflösung der Unterhaltungs-Aufgabe Nr. 131 Seite 339.

Das Rätsel lautet: „Ich sehe oft in mir, Um meiner selbst zu pflegen, Und bin dann um mich selbst Oft herzlich verlegen.“ (Kat.)

65	10 selbst	18 mich	1 ich	14 und	22 sich	65
	4 oft	12 pfe	25 gen	8 mei	16 dann	
	23 ver	6 mir	19 selbst	2 sit	15 bin	
	17 um	5 in	13 gen	21 herz	9 ner	
65	11 zu	24 le	7 um	20 oft	3 je	65

Rätsel.

Ein Name ist es, hochgeehrt,
Dem König wie dem Volke wert.
Nimm nun von meinem ganzen Wort
Zweimal das selbe Zeichen fort.
Wie sich die Zeichen dann gestalten,
Wirst du gar bald als Nejt behalten.

Unterhaltungs-Aufgabe Nr. 131.

Eine Dame bewahrte 100 Ringe in zwei Etuis auf, deren eines eine siebenfache, deren anderes eine elffache Anzahl von Ringen enthielt. Wieviel Ringe befanden sich in jedem Etui?

Beschreibung des kolorierten Stahlstich-Modenbildes „Oktober“.

Fig. 1. Kleid aus Tuch und Sammet. Der ohne Futterrock gefertigte glatte, leicht schleppende Rock aus Tuch ist aus einer Vorderbahn, sowie zwei gerundet geschnittenen Hinterbahnen zusammengesetzt und mit Tasset als Futter versehen. Die Vorderbahn stellt man 103 Cent. lang, unten 52, oben 34 Cent. breit, die hinteren Bahnen an der vorderen, geraden Seite je 103, hinten 117 Cent. lang, oben 62, unten 112 Cent. breit her, näht die Teile zusammen, legt oben an den Seiten zwei je 10 Cent. lange, 3 Cent. tiefe Hüftfalten ein, kräut den übrigen Stoff hinten in Falten und heftet letztere, 37 Cent. weit vom oberen Rande entfernt, auf einer 20 Cent. langen Gummispange fest. Die Garnitur des Rockes besteht innen aus einer 18 Cent. hohen, ausgefallenen Frisur aus Tasset, auf der Außenseite, wie ersichtlich, aus schwarzem, silberdurchwirktem Wörtchen, das dem Rock vorn je längs der Naht, sowie am unteren Rande gegengelegt ist. Die Taille hat man auf den Vorder- und Rückenteilen aus Futterstoff passgenau mit Sammet bekleidet, der sich vorn lagartig fortsetzt und daselbst im Zusammenhang geschnitten dem Futterteil übergefaßt wird; unter dem Teil sind die Vordertheile mit Haken und Deisen zum Schließen versehen. Den unteren, sowie seitlichen Ansaß der Sammetteile decken die



1.

Rücken- und Vordertheile aus Tuch. Letztere, sowie die ersten und zweiten Seitenteile hat man mit kurzem Schöß gefertigt; ersteren tritt ein 35 Cent. langer, mit Tassetfutter versehener Schößteil über, welcher mit einer Taschepatte aus Sammet, sowie mit einer zweiten aus Tuch verziert ist. Den unteren Rand der zweiten Seitenteile deckt je der dem dritten Seitenteil angechnittene Schößteil, welcher, am hinteren Rande in eine Falte gelegt, den nach unten sich zuspitzenden Rückenteil begrenzt. Ein Kragen aus Sammet, sowie schwarzes, silberdurchwirktes Wörtchen vervollständigen die Taille (siehe auch die obenstehende Rückansicht).

Fig. 2. Kleid aus kariertem Lamastoff und Tuch. Zur Anfertigung dieses Kleides hat man den Futterrock 220 Cent. weit, vorn 100, hinten 107 Cent. lang aus olivgrünem Tasset herzurichten, unten mit einer 6 Cent. breiten Plisséfrisur von letzterem Stoff zu begrenzen, innen mit einer 12 Cent. breiten ausgegackten, gleichen Frisur zu garnieren und hinten, 30 und 60 Cent. weit vom oberen Rande entfernt, je mit einem Zug zu versehen. Dem Futterrock liegt ein zweiter Rock aus kariertem Lamastoff auf, der aus zwei in der vorderen Mitte durch eine schräge Naht verbundenen, oben 21, unten 39 Cent. breiten vorderen Teilen, sowie aus zwei je oben 56, unten 107 Cent. breiten, hinten abgeschragten und daselbst 118 Cent. langen, hinteren Teilen besteht, die miteinander verbunden und oben, vorn und an den Seiten in erforderlich tiefe Hüftfalten ausgehäut, hinten eingekräut sind. Die mit nur einem Seitenteil versehene Taille, deren langer Schöß in Patten endet, ist vorn mit einem nach unten sich zuspitzenden, mit einer schrägen Naht versehenen Lastteil von kariertem Stoff ausgestattet, der an einer Seite den mit Haken und Deisen geschlossenen Futterteilen ausgehäut, an der anderen Seite aufgefaßt wird und dessen Ansaß durch die unten zusammenstreichenden Vordertheile gedeckt wird.

Zur Anfertigung dieses Kleides hat man den Futterrock 220 Cent. weit, vorn 100, hinten 107 Cent. lang aus olivgrünem Tasset herzurichten, unten mit einer 6 Cent. breiten Plisséfrisur von letzterem Stoff zu begrenzen, innen mit einer 12 Cent. breiten ausgegackten, gleichen Frisur zu garnieren und hinten, 30 und 60 Cent. weit vom oberen Rande entfernt, je mit einem Zug zu versehen. Dem Futterrock liegt ein zweiter Rock aus kariertem Lamastoff auf, der aus zwei in der vorderen Mitte durch eine schräge Naht verbundenen, oben 21, unten 39 Cent. breiten vorderen Teilen, sowie aus zwei je oben 56, unten 107 Cent. breiten, hinten abgeschragten und daselbst 118 Cent. langen, hinteren Teilen besteht, die miteinander verbunden und oben, vorn und an den Seiten in erforderlich tiefe Hüftfalten ausgehäut, hinten eingekräut sind. Die mit nur einem Seitenteil versehene Taille, deren langer Schöß in Patten endet, ist vorn mit einem nach unten sich zuspitzenden, mit einer schrägen Naht versehenen Lastteil von kariertem Stoff ausgestattet, der an einer Seite den mit Haken und Deisen geschlossenen Futterteilen ausgehäut, an der anderen Seite aufgefaßt wird und dessen Ansaß durch die unten zusammenstreichenden Vordertheile gedeckt wird.

Ein Medicisstragen aus Tuch, sowie ein Stehtragen und Ärmel aus kariertem Stoff vervollständigen die Taille, welche nach Abbildung mit schmalen schwarzem Passementeriebörtchen garniert ist. (Siehe auch die obenstehende Rückansicht.)

Bezugquelle der Modelle: Berlin, Modebazar Gerson u. Comp.



2.

Abonnements auf den „Bazar“ werden jederzeit von allen Postanstalten und Buchhandlungen zum Preise von 2 Mark 50 Pf. pro Quartal (in Oesterreich-Ungarn 1 fl. 50 Kr.) angenommen. Neu hinzutretende Abonnenten erhalten die im laufenden Quartale erschienenen Nummern zu jeder Zeit nachgeliefert.

Pauline Viardot-Garcia.

Von G. de Mauriac.

Nachdruck verboten.

Während es bei uns in Deutschland allgemein üblich ist, die siebzehnjährigen Geburtstage hervorragender Männer festlich zu begehen, scheint man sich in Frankreich, namentlich bezüglich der Frauen, des Sages zu erinnern, daß sie das Alter haben, welches sie zu haben wünschen, und da die Frauen fast niemals siebzig Jahre alt sein wollen, so läßt man diesen Geburtstag geräuschlos auch bei den bedeutendsten verstreicheln. Anders ist es mir nicht erklärlich, daß man sich nicht am siebzehnten Geburtstage von Pauline Viardot-Garcia zu einer großen Kundgebung vereinigt hat, denn mehr als irgend eine andere Stadt ist Paris ihr nach der dreifachen Richtung ihrer künstlerischen Thätigkeit hin als bisher unerreichter Gesangsfürst, als Lehrerin der göttlichen Kunst des Gesanges und als Komponistin verpflichtet. Holen wir nach, was Paris versäumt hat, und legen wir nachträglich dieses bescheidene Reis an die Stufen jenes Thrones nieder, welchen die bisher noch von niemand übertroffene Königin des Gesanges, die, ganz abgesehen von ihrer Universalität, auch im engeren Sinne die unserige ist, unbefritten einnimmt. Es kann, im Vergleich zu den geistreichen Charakterbildern, die George Sand, Turgenjew, Liszt, Gounod von ihr entworfen haben, nur ein bescheidenes Reis an dieser Stelle sein, welches wir darbringen, und wir fühlen uns des musikalischen Schwunges nicht mächtig, der nach ihrem ersten Auftreten in Paris, nachdem er trauernd an dem Sarge ihrer großen Schwester, der Malibran, gesungen:

„Was wir an deinem frühen Grab beweinen,
Ist nicht die Kunst, die dir so ganz gehört,
Rein, deine Seele machte dich uns wert,
Was Kunst war, wird an andern auch erscheinen,
Der Herzensstern nur, der zum Herzen dringt,
Die Seele ist's, die keiner wiederbringt.“

mun begeistert ausrief:

„Man sage nicht, die Duelle sei verfiert,
Die heilige, die Unsterbliche uns spendet,
Der Himmelsfunken, noch verglomm er nicht,
Noch ward uns Irdischen die Gottheit nicht entfremdet,
Noch strahlt uns deines Genius reiches Licht.“

Aber ist denn wirklich diese Frau, mit dem freilich ergaunten Scheitel, dem lebendigen, geistvoll blickenden, dunklen Auge, der vornehmen Grazie, der aufgerichteten Haltung, der sprühenden und doch so sinnig ernsten Blandergabe schon an der Stufe jener Altersperiode angelangt, die man als Greisenalter zu bezeichnen pflegt? Wer sie in ihrem gemütlichen Heim am Boulevard Saint-Germain, von welchem aus man eine herrliche Aussicht über den glänzendsten Teil von Paris genießt, als liebenswürdige Wirtin, nicht ermüdende Lehrerin walten sieht, ihren treffenden Urteilen lauscht, in ihren jugendfrischen letzten Kompositionen liest, der schüttelt den Kopf und will nicht glauben, daß Michelle Ferdinande Pauline Garcia am 18. Juli 1821 geboren ist. Hier in Paris erblickte die Künstlerin das Licht der Welt. Ihr Vater war der berühmte Gesangsmeister Manuel del Populo Garcia, nach Liszts Zeugnis „der vollkommenste Typus eines passionierten, feurigen, an Talent und Kraft unerhöplichen Sängers voll Phantasie, Wärme und künstlerischer Gewalt.“ Auch ihre Mutter Joaquina Sitchez war eine hervorragende Künstlerin, welche lange Zeit der Madrider Bühne angehört hatte. Pauline war die jüngste ihrer nachmals so berühmten gewordenen beiden Geschwister Maria, die als Malibran sich einen, den ihren fast überstrahlenden Weltruf erwarb, und ihres Bruders Manuel, der das Lehrtalent seines Vaters geerbt hatte.

Mit liebenswürdigem Humor schildert mir die Meisterin die ersten Eindrücke, die sie als Kind von der Bühne gehabt. Sie folgte auf ihren Reisen fast immer dem Elternpaare. „Ich war sechs Jahre alt,“ so erzählt sie mir, „als ich mich eines Tages in einer Loge der großen Oper in London befand. Den Kopf auf die beiden auf die Ballustrade gestützten Vermacher gelegt, blickte ich verwundert in den halberleuchteten Zuschauer-raum. Da sah ich plötzlich auf dem dunklen Grunde der gegenüberliegenden Loge mitten aus dem Orchester aufstehend eine lange, hagere Gestalt mit scharf geschnittenem Profile und bedeutender Nase sich abheben; ein panischer Schrecken ergriff mich, und laut schreiend verlangte ich aus der Loge fortgeführt zu werden. Die Figur aber, die mir dieses Entsetzen eingeflößt hatte, war Karl Maria von Weber, der hier zum erstenmale seinen Freischütz dirigierte. Man brachte mich auf die Bühne, da kam ich aber aus dem Regen in die Traufe. Der erste, der mir entgegentrat, war Samiel. Meine schon aufgeregte Phantasie erhielt einen neuen Stoß, und heulend und schreiend verlangte ich so lange heim, bis man meinen Wünschen entsprach. Sie sehen, meine erste That auf der Bühne zeigt nicht von besonderem Heldennut.“

Bei dem Leben, welches Pauline Garcia in ihrer Jugend geführt hat, ist es freilich nicht zu verwundern, daß die Erinnerungen daran einen breiten Raum einnehmen. Die Familie reiste von Land zu Land, von Stadt zu Stadt. Bald war man in London, bald in Paris, in Rom, Neapel oder Turin. Der Wandermut trieb den Vater Garcia selbst über's Weltmeer, freilich nicht zu seinem Vorteil. Das Unternehmen einer italienischen Oper in New-York schlug nicht ein, hier ward die unglückliche Ehe seiner Tochter mit dem als reich geltenden Franzosen Malibran geschlossen. Der Wanderstab mußte aufs neue ergriffen werden, um in Amerika selber die in New-York erlittenen Verluste und Enttäuschungen wett zu machen. In diese Epoche fällt ein Ereignis, welches auf die achthährige Pauline einen nachhaltigen Eindruck machte. Nachdem man die Goldländer Amerikas durchzogen hatte, war es der Familie gelungen, nach mehrjährigem Aufenthalt ein Kapital von 600 000 Franken zusammenzubringen. Im Begriff, in die Heimat zurückzukehren, wurde die Karawane auf dem Wege nach Veracruz von Räubern überfallen und ausgeplündert. Aber diese Schnapphähne begnügten sich nicht mit ihrer Beute, sie hatten

musikalische Wünsche, und da sie sehr wohl wußten, daß sie die größten Gesangskünstler der Welt vor sich hatten, so verlangten sie außer in klingendem Golde auch noch mit dem Golde ihrer Kehle gezahlt zu werden. Wie sehr die Familie sich auch sträubte, die Räuber bestanden auf ihrem Verlangen, und sämtliche Garcias mußten singen. Derartige Eindrücke und Begebenheiten mußten natürlich auf Geist und Charakter Paulinens wirken, die übrigens unter einer ausgezeichneten Erziehung vortrefflich geblieben.

Bei der Mannigfaltigkeit ihrer Talente war man in der Familie lange unentschieden, welchem derselben man eine hervorragende Ausbildung zu teil werden lassen sollte. Daß aus dem Schoße der Garcia noch eine Malibran hervorgehen sollte, schien den Eltern selbst kaum glaubwürdig. Die Malerei, auf welche die Auffassung des Charakteristischen an dem Gesehenen und eine nicht gewöhnliche Gestaltungskraft bei Pauline hinwies, lag dem Berufskreise der Ihrigen fern, und so kultivierte man bei ihr besonders das Klavierspiel, in welchem sie von Marcos Vega, dem Organisten an der New-Yorker Kathedrale, den ersten Unterricht erhalten hatte. Als achthähriges Kind begleitete sie



Pauline Viardot

den Vater bei den Gesangsstunden und, schreibt sie an La Mara: „Ich glaube, ich profitierte dabei mehr noch, als die Schüler selber.“ Während sie so indirekt von dem Vater lernte, erteilte ihr die Mutter regelrechten Gesangunterricht.

Nachdem sie unter Meyenberg sich mehrere Jahre vorbereitet, nahm Franz Liszt sie als Schülerin an. Im vierzehnten Jahre trat sie zum erstenmale in Konzerten ihrer Schwester Malibran in Deutschland und Belgien auf und spielte hier als erste Thalbergs große Moses- und Hugenotten-Phantasien. Moscheles schrieb, allerdings sehr viel später, als die Künstlerin bereits einen großen Sangesruhm erworben hatte: „Als sie ein Beethovenisches Trio mit Begleitung von David und Riez spielte, merkte man ihr die Sängerin nicht an, vielmehr ersahen sie mir als ein hochgeschätzter Kollege.“

In ihre Laufbahn als Sängerin trat Pauline Garcia mit dem sechzehnten Jahre ein. Frau Malibran sollte es nicht mehr erleben, wie Pauline sich an ihrem herrlichen Vorbilde emporrankte, bis sie nach unermüdlicher Arbeit in ihrem achtzehnten Jahre sich fast zu derselben Höhe der Gesangskunst ihrer über stimmlich größere Gaben verfügenden Schwester emporgeschwungen hatte. Den ersten durchschlagenden Triumph feierte sie mit ihrem ersten theatralischen Auftreten in Her Majesty's Theater zu London als Desdemona in Rossinis „Othello“. Die Debitantin vermochte, obwohl die ersten Kräfte der Gesangswelt, Rubini als Othello, Tamburini als Jago, Lablache als Emviro in der Oper auftraten, die Gesamtleistung ihrem inneren Werte nach zu verstärken und auf eine Höhe zu heben, die seit dem Tode ihrer Schwester nicht wieder erreicht worden war. Unermüdlich arbeitete Pauline Garcia an ihrer gesangstechnischen Ausbildung weiter, sodaß ihr bald nichts mehr schwierig erschien und sie das Ideal aller Sänger erreichte, mit ihrer Stimme machen zu können, was sie wollte. Das ermöglichte ihr, die ihr innewohnende gewaltige Kraft, zu charakterisieren und zu gestalten, im vollsten Maße zu entfalten und ihrer schauspielerischen Betätigung eine entsprechende Aufmerksamkeit zuzuwenden; ermöglichte es ihr, daß, als ein in einer Aufführung „Robert des Teufels“ in Berlin die Vertreterin der Fiabella, Fräulein Tuczak, kurz vor der Vorstellung sich krank melden ließ, sie neben ihrer Rolle der Alice auch noch die der erkrankten Künstlerin übernahm, „eine Riesenaufgabe, die sie mit glänzendem Gelingen durchführte.“

Den Höhepunkt ihres Ruhmes erreichte die Sängerin, die auf dem hochdramatischen Gebiet, wie auf dem Gebiet der Spiel- und der stark-komischen Oper gleich Unübertreffliches leistete, in der für sie geschriebenen Fides und in der Ausge-

staltung der Glücklichen Schöpfungen Orpheus und Alceste. Wohl zweihundertmal hat die Künstlerin die Partie der Fides in allen Hauptstädten Europas gesungen, und ihr verdankt, so meint Moscheles, der „Prophet“ die Hälfte seines Erfolges. Bei der Aufführung des Glücklichen „Orpheus“ aber fühlte sich Berlioz an Poussinsche Gestalten und antike Reliefs, an Theokrits und Virgils Poesie erinnert. „Das ist Erhabenheit in der Anmut, das ist das Liebes-Ideal, das ist göttlich schön,“ ruft er begeistert aus. „Ihre Begabung,“ schreibt er, „ist eine so vollkommene und mannigfaltige, ihre meisterhafte Darstellungskunst berührt gleichzeitig so verschiedene Kunstfragen, sie verbindet vollkommene Durchbildung mit einer so genialen Selbstständigkeit der Auffassung, daß sie uns zugleich in Erstaunen und in Rührung versetzt; daß sie gleichzeitig zu überraschen und hinzureißen, zu imponieren und zu überzeugen weiß. Im Gebärdenpiel versteht sie das schönste Maß zu halten; ihre Plastik ist ebenso edel als wahr, und ihr stets dramatisch wirksames Mienenspiel wird in den stummen Szenen noch ausdrucksvoller als da, wo es nur zur Verstärkung des musikalischen Ausdrucks dient.“ In „Alceste“, dieser fast unahnehmbaren Rolle der thessalischen Königin, verzeichnete die Sängerin, wie Berlioz meint, ihren schwierigsten Triumph.

Zur Vertiefung ihres Genius hat, das ist auch Liszts Ansicht, ihr Kosmopolitismus beigetragen. „Mit ihrem spanischen Naturell,“ schreibt der unvergessliche Meister, „ihrer französischen Erziehung und ihren deutschen Sympathien vereinigt sie die Eigenheiten verschiedener Nationalitäten derart in sich, daß man keinem bestimmten Boden einen ausschließlichen Anspruch an sie zugestehen, vielmehr die Kunst „das Vaterland ihrer freien Wahl und Liebe“ nennen möchte. Die ihrem Blute vererbte südliche Blut identifiziert sie durch Geburtsrechte mit der italienischen Schule, welche den brausenden Schaum der Leidenschaft in vollem Erguß über den feingeschnittenen Rand des Bechers hinausströmen läßt, welcher die Kunstform bedeutet und weniger zum Zuschubewahren da zu sein scheint, als zum Uebersprudeln des brausenden Trankes in ein feuriges, aufgeregtes Auditorium. Kraft ihrer vollendeten, mit männlichem Geiste bewältigten Studien hat sie durch Eroberungsrecht sich in den erhabenen Regionen der Kunst, hoch über den Thälern und den ihnen eigenen Luftströmungen, eingebürgert, deren Freud und Leid, deren Fühlen und Streben, der großen Menge immer unzugänglich, immer ein Geheimnis bleibt, wo aber die Glück, Bach und Beethoven, wo die Niesen haufen, die im voraus auf die Popularität des Leierkastens Verzicht leisten. So wird sich auch schwerlich eine vorzüglichere Darstellerin zur Aneignung eines Stiles finden, der mit weniger verzehrender Leidenschaft und milderer Erhabenheit, als in den Schulen des Südens und Nordens liegt, den Reiz der einen mit dem Gehalte der anderen in einem glücklichen Effektivismus zu verbinden strebt.“

Noch nicht neunzehnjährig hatte Pauline Garcia sich mit Louis Viardot, einem geistreichen Kunstschreiber und eifrigen Vertreter der radikalen Presse, verheiratet und sich mit ihm, nachdem er die bis dahin geführte Direktion der italienischen Oper niedergelegt hatte, auf Kunstreisen durch Europa begeben. Auf diesen Reisen spielte die vorher erzählte Episode mit Robert dem Teufel in Berlin, und auf diesen Reisen erwarb die Künstlerin auch wohl die von Liszt erwähnte Sympathie für Deutschland, die, nachdem sie 1858 auf ihren Beruf als Darstellerin verzichtet und den als Lehrerin ergriffen hatte, sie dauernd nach Baden-Baden führte. Dort bildete sie den Mittelpunkt für die sich hier aus allen Gauen Europas zusammenfindenden Künstler, bis sie im Jahre 1870, wo sie infolge der durch Heirat erworbenen französischen Nationalität, sie, die so gut deutsch wie irgend ein Deutscher spricht, Deutschland verlassen mußte.

Das geistige Leben in dem schönen Ostthale, wie es sich um Pauline Viardot in der Zeit ihres Aufenthaltes entwickelte, zu schildern, würde zu weit führen. Man führe Operetten auf, zu welchen der intime Freund und Hausgenosse der Frau Viardot, Turgenjew, den Text schrieb, dort wurden teils heute gedruckte, teils noch ungedruckte Kompositionen der Hausherrin gespielt und der Kritik der Freunde: der Rubinstein, Gounod, Berlioz, Thomas, Klara Schumann, Brahms, Joachim, Stochausen, Bülow, Vierdtemp unterworfen, die alle ihrerseits wieder von dem Besten gaben, was sie besaßen. Der Krieg machte, wie gesagt, der Freude, an der König Wilhelm und seine Gemahlin bei ihrem Aufenthalte in Baden-Baden gern teilzunehmen pflegten, ein Ende.

Die Meisterin kehrte nach Paris zurück, unterrichtete dort sehr widerwillig an dem Konservatorium, dessen Gesangsmethode nicht die ihrige war, einige Zeit, bis sich wieder eine derartig große Schülerzahl zusammengefunden hatte, daß sie für die unerwünschte Thätigkeit im Konservatorium keine Muße mehr fand.

Die Schülerinnen der Frau Viardot nennen, heißt auf die gegenwärtigen großen Gesangsfürsten, auf Desirée Artot, Urgent, Marianne Brandt, Bianca Bianchi, Schröder-Hansfängel und viele andere hinweisen, die sich bei ihr den letzten Schluß, namentlich hinsichtlich des Vortrages, holten. Noch in den letzten Wochen hat aus ihrer Schule eine junge Künstlerin an der Berliner Oper ein Engagement gefunden, und auch Wien holt sich noch seine Gesangskräfte mit Vorliebe vom Boulevard St. Germain.

So wirkt die Künstlerin trotz ihrer siebzehnjährigen unermüdlichen Jugendfrische fort, noch bei Lebzeiten das Beste ihres eigenen Tals auf jüngere Generationen vererbend, lehrend und komponierend, auf alle, die sich ihr nähern, durch ihr tiefes, gründliches Wissen anregend und ermunternd, durch ihr beschränkt lebenswürdiges und doch so würdiges Wesen wohlthunend, beglückend wirkend. Mögen ihr noch viele frohe Jahre rüstigen Schaffens beschieden sein, und möge sie uns aus der Zahl ihrer Schüler eine andere Viardot heranzubilden, in deren Ruhmesglanze die Erinnerung an die Meisterin um so herrlicher strahlen wird!

Alle für den „Bazar“ bestimmten Briefe, Manuskripte, Zeichnungen und Bücher sind, ohne Beifügung eines Namens, zu adressieren: An die Redaktion des „Bazar“, Berlin SW., Charlottenstraße 11.

Verlag der Bazar-Aktien-Gesellschaft (Direktor A. Wulstein) in Berlin SW., Charlottenstraße 11. — Redigiert unter Verantwortlichkeit des Direktors. — Druck von V. G. Teubner in Leipzig.

Siehe koloriertes Stahlstich-Modenbild „Oktober“.